Kleine Schriften

aus

dem Gebiete

der

Geschichte und der Staatswissenschaften,

von

Ludwig von Baczko.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
bei Gerhard Fleischer dem Jüngern,
1797.

Inhalt
des zweiten Bändchens.

Seite.

1.

Ueber den Ursprung der Titel.

Es ist sehr natürlich, daß wir demjenigen, welchem wir eine gewisse Achtung beweisen, solches nicht bloß durch unsre Handlungen, sondern auch durch Worte zu zeigen streben, und so fiel der Mensch wahrscheinlich zuerst darauf, Personen, gegen die er Furcht oder Liebe fühlte, mit besondern Namen zu belegen. Und diese waren um so wirksamer zur Erreichung des Zwecks, je allgemeiner sie wurden, und je verständlicher sie waren. Allgemein war die Achtung der Menschen fürs Alter, und allgemein daher auch die Sitte der Menschen: die Benennung eines Alten, eines Vaters denjenigen Personen beizulegen, unter deren Herrschaft sie standen, oder denen sie einen gewissen Rang einräumten, und die patriarchalische Regierung, die erste, der sich die Menschen unterwarfen, legte hiezu den Grund.

Die Araber nennen ihre Häupter noch heut zu Tage Alte (Schaiks.) Die Juden nannten ihre Vorsteher Sekenim, (Aelteste) und von dem Worte Jaschehsch (alt) entstand im Rabbinischen

das Wort Jaschisch, Senat. Das hebräische Wort kahal (er konnte, vermochte) gab den heutigen jüdischen Gerichten, welche die Juden verstümmelt Kohl nennen, ihren Namen. Im Arabischen heißt kahal alt und ist die Wurzel, aus welcher der Name Kalifen entsprang. Im Chaldäischen heißt kaschisch alt, woraus das Kaschischach der Syrer entsprang, welches eigentlich die Aeltesten heißt, Luther aber durch die Vornehmsten übersetzt. Die Griechen nannten ihre obrigkeitlichen Personen Gerontai, die Römer Senatus. Von dem lateinischen Senior, der Aeltere in einer Familie, entstand das spanische Sennor, das Signora der Italiener, das Seigneur der Franzosen, welches am Ende in Sieur und Monsieur ausartete und auch vielleicht das englische Sir erzeugte.

Wie in Süden, so wurde auch in Norden der Name eines Alten ein Ehrentitel. Das polnische Starost ist ein Titel vom Alter erborgt, und der Russe nennt jeden, den er ehren will, selbst seinen Kaiser, Battuska, (Väterchen.) Noch haben die Deutschen den Titel Graf, der wahrscheinlich von Grau herstammt, weil man die Buchstaben u, v, f, oft verwechselte, und so den Mann, den man anfänglich ehrenthalber einen Greis oder einen Grauen nannte, jetzt, nach veränderter Schreibart einen Grafen heißt. Ueblich sind noch: Oberälteste zu Hamburg,

Aelteste zu Riga; die Zünfte und Handwerker haben durchgehends ihre Aeltermänner, und wie die ersten Christen ihre Aeltesten hatten, so haben die Juden, und noch manche christliche Religionsparthei heut zu Tage ihre Aeltesten. Wenn wir einen gemeinen Mann ehren wollen, nennen wir ihn Vater, und im Platteutschen oder den niedersächsischen Mundarten, ist der Ruf Alter, Alterchen, noch jetzt gewöhnlich.

Allein diese Titel, welche die Natur einführte, wurden bald durch die Lage verändert, worein bürgerliche Verhältnisse den Menschen brachten. Der Deutsche war entweder frei, oder leibeigen. Frei und edel hielt man für gleich, und der Freigebohrne wurde vom Freigelassenen durch den Titel eines Edelgebohrnen unterschieden. Mancher Freigebohrne war reich und mächtig, wohnte auf einer hohen Burg, und sein Sohn bekam daher vielleicht den Namen des Hochedelgebohrnen. Es gab Leute, die noch über die Hochedelgebohrnen herrschten; sie Bessergebohrne zu nennen, würde eine eigne Zurücksetzung angezeigt haben, man begnügte sich daher sie wohlgebohren zu heißen, und erweiterte, so wie sich die bürgerlichen Verhältnisse mehrten, diese Titel durch Zusätze von Hochwohlgebohren und Hochgebohren. Der Engländer, der sich bald republikanischen Stolz zulegte, wählte die Titel von Ehrenwerth (onorabel, rightonorabel)

und der Italiener, der, wenn er gleich oft zur kriechenden Schmeichelei herabsank, doch immer noch eine Spur des ehemaligen römischen Geistes affektirte, legte dem Mann, den er ehren wollte, den Titel gewisser Eigenschaften bei, und nahm nun die Miene an, als ob er nicht den Menschen, sondern die Eigenschaften, womit er bekleidet sey, verehre, und so entstanden die Titel Signoria (Herrschaft,) Potesta (Gewalt,) Essellenza (Vortreflichkeit,) Eminenza (hervorleuchtende Eigenschaft,) Santita (Heiligkeit.) Weil wir vormals alle Weisheit aus Rom holen mußten, so kam diese italienische Art von Titeln auch bei den Gelehrten, die sich durch das Studium des Aristoteles an abstrakte Begriffe gewöhnt hatten, in Umlauf, und es erhielten sich bis auf uns die Titel von Magnifizenz (Prächtigkeit) und Spektabilität (Ansehnlichkeit;) Titel die im Grunde den Gelehrten gar nicht ehren, weil ihm weder Pracht noch Ansehn, sondern sein eigner innerer Gehalt den Werth giebt.

Die Priesterschaft, die immer die Miene annahm, der Gottheit näher als die übrigen Menschen zu stehn, wollte auch den Glauben geltend machen, daß zum Dienste des Altars eine besondre Würdigkeit gehöre und brachte so allmählig die Titel von reverende, reverendissime, und bei uns Deutschen die Titel von Ehrwürden bis Hochwürden in Umlauf. Aus dem Juden-

thum kam der Begriff vom Gesalbten des Herrn; die Fürsten gewannen, wenn das Volk sie als von der Gottheit geweihte Oberhäupter betrachtete, und als gar mancher Empörer, wie der Major Domus Pipin, oder der Westgothe Rekaret, die Entthronung ihrer Könige durch die Priester heiligen ließen, da war die Priesterschaft auch bereit durch Salbung und Krönung dieser Empörer, die sich zu Königen aufwarfen, ihre eigene Macht zu erweitern. Sie mußten doch aber dem Empörer gewisse Eigenschaften beilegen, wodurch sie ihr Betragen rechtfertigten; sie nannten ihn deshalb einen besonders erleuchteten, oder durch und durch erleuchteten Menschen, und gaben hiedurch wahrscheinlich den Titeln Erlaucht und Durchlaucht ihren Ursprung.

Die Nationen, welche in Sklaverei herabsanken, nannten ihre Beherrscher, wie der Pole, einen gnädigen Herrn (Dobroczei,) einen Vielvermögenden (Wiel Mozni,) und belegten nachher mit diesen Namen jeden, den sie ehren wollten. Wer noch tiefer unter der Geißel stand, nannte, wie der Russe, denjenigen der ihn nicht mißhandelte, eure Barmherzigkeit (Wasse milo schirdige.)

So zeigt sich in der Titulatur, welche ein Volk gebraucht, jederzeit sein Geist. Unsere altpreußische Vorfahren, dieses starrsinnige Volk, kannte

nicht viel Titel, und so kennt sie der heutige Litthauer auch noch nicht. Selbst sein Herr (Pons) scheint er mir vom polnischer Pan erborgt zu haben, und das Wort Kunnias, so wie das lettische Kungs (Herr) scheinen ihren Grund im deutschen Wort König zu haben, welches man vor alters Kunig schrieb. Alle Titel, deren sich der Litthauer bedient, sind Uebersetzungen aus dem deutschen, so heißt Amtmann; Amtmonas, zierlicher Uredeningks, Geschäftsmann.

Wenn indeß der Mensch sich dem rohen Zustande zu entwinden anfängt, oder wenn bei einem Theil der Nation die Sklaverei recht angenscheinlich wird, dann scheint die Titelsucht zu steigen. Ein einziges Volk macht hievon eine Ausnahme; dies sind die Esthen. Sie haben das Wort Kuningas, und den Titel Err, welches offenbar vom deutschen Herr entlehnt ist; aber sie bleiben auch in ewiger Leibeigenschaft, und können sich höchstens zu einem Kubias oder Verwalter emporschwingen; bei andern Sklavenvölkern, bei denen der Despotismus das Bewußtseyn eigner Würde unterdrückte, und die Hoffnung, sich durch Schmeicheley etwas zu erkriechen, zurückbleibt, steigt offenbar die Titelsucht. Zwei Beispiele aus zwei entfernten Weltgegenden zur Probe: Daß die Einwohner des Kirchenstaats zum Theil unter dem größten Druck schmachten, ist bekannt, und daher bildet sich der Römer schon etwas ein, wenn er nur den

Titel eines päbstlichen Stubenfegers, (Scopatore) führt; der sclavische Hindos hält sich schon geehrt, wenn er den Titel des Hukadabar oder Pfeifenträgers bei irgend einem Nabob führt. Der Pole aber macht sogar aus dem Titel seines Vaters eine Art von Patronimicon; so heißt des Truchseß (Stolnik,) sein Sohn Stolnikowitz, und die Tochter des Starosten, Staresticzanca; der Jude, der einen Krug gepachtet hat, wird Pan Arrendars (Herr Pächter) genannt, und die Titelsucht ist in Polen so allgemein, daß man in jeder Woywodschaft dieselben Kronbedienten wie am Hofe antrift; obgleich der Titel des Woywoden verräth, daß er in seinem Distrikt nur der Heerführer war, ungefehr wie in Deutschland der Bannerherr. Ein Volk, das auf diese Weise die Titel vervielfältigt, und sey es auch den unbedeutendsten Titel zu erhaschen sucht, dieses fühlt, daß die gemeine Volksklasse in den Zustand der Sklaverei herabsank, und wähnt, wenn es durch einen Titel über den großen Haufen erhaben ist, dem Drucke, wenigstens der Verachtung entgangen zu seyn, welche man den gemeinen Haufen täglich fühlen läßt; ja der leibeigene Junge und die leibeigene Magd glauben schon, wenn sie den Titel des Eucharczik und der Isbetnicza, des Küchenjungen und Stubenmädchen, erhalten haben, etwas mehr als ihre Nebensklaven zu seyn. Selbst der adeliche Pole, der keinen Titel hat, läßt sich lieber bei seinem Vornamen, als seinem Zunamen rufen, denn ein junger Mann

wird gewöhnlich bei seinem Vornamen genannt, und man setzt voraus, daß so ein Jüngling noch ein Amt erwerben werde, hingegen derjenige Mann, der schon seinen Familiennamen führt und noch keinen Titel hat, erregt eine gewisse üble Vorbedeutung; und daher hört es selbst der schon älternde Pole, der noch unverheirathet ist lieber, wenn man ihn, der noch keinen Titel hat, bei einem Gastmahle, wo jeder mit seinem Titel stolziert, bei seinem Vornamen ruft. Wenn er die Hoffnung aufgeben muß, einen Titel vom Staate zu erhalten, so tritt er in die Dienste irgend eines reichen Edelmanns, und läßt sich von diesem den Titel seines Hofmarschalls, Schatz- oder Stallmeisters ertheilen. So erkauft sich der Stolz, durch erniedrigende Demüthigung, das unbedeutende Vorrecht, von andern ausgezeichnet zu seyn.

Um dieses letztern Vortheils willen, wurde dem deutschen Frauenzimmer die französische Benennung willkommen; denn es gab einen Zeitpunkt in Deutschland, wo man voraussetzte, daß jede Person von Stande und Erziehung französisch sprechen müßte, und wer also ein Frauenzimmer Madame, oder Mademoiselle anredete, gab hiedurch zugleich stillschweigend eine Erklärung von sich, daß ers der Angeredeten wohl zutraue, sich in einer Sprache mit ihm unterhalten zu können, aus welcher er den Titel für sie wählte. Weil aber gerade das Frauenzimmer auf die Kenntniß der französischen

Sprache stolz that, und die Jünglinge, so lange sie noch unter weiblicher Zucht standen, in dieser Sprache, zum Theil durch französische Erzieherinnen unterrichtet wurden, welche ihre Jünglinge Monsieur riefen, so wurde diese letztere Benennung verächtlich, weil man sich darunter einen unmündigen, und fremder Gewalt unterworfenen Menschen dachte. Noch ists bei den weiblichen Titulaturen merkwürdig, daß die Frauenzimmer beinahe in allen Ländern ihrer Geburt angemessene Titel erhalten, aber nur in nördlichen Ländern die Titel mit ihren Männern theilen. Es liegt in der Natur, daß sich das Kind seiner Eltern freue, man wird es häufig hören, daß ein Kind auf die Frage: wer es sey? die Titel seines Vaters mit dem Hinzufügen nennt, daß es dieses Mannes Sohn oder Tochter sey. Sehr natürlich war es also, daß jedes Kind seine Benennung vom Vater zu ererben wünschte, und es ist bemerkenswerth, daß die Menschenfreundlichkeit der Spanier den Findelkindern, weil sie nicht das Vergnügen haben konnten, sich mit Freuden an ihre Eltern zu erinnern, das Recht ertheilte, sich Hidalgos (Edle) zu nennen. Kindliche Liebe war also vielleicht die reine Quelle, die eben so viel, als der Stolz der Eltern, hiezu beitrug, daß die weiblichen angebohrnen Titel, Prinzessin, Gräfin, Fräulein entsprangen. Denn daß man in Frankreich für adeliche Frauenzimmer keine besondre Titel hatte, scheint diesen Satz zu bekräftigen; Frankreichs junge Damen

wurden in Klöstern erzogen, hiedurch aber wurden ihnen ihre Eltern und die Benennung nach ihnen gleichgültig.

Sobald eine Ahnenprobe nothwendig wurde, um gewisse Aemter zu erhalten, so wurde es nothwendig, daß Frauenzimmer die angebohrnen Titel ihrer Eltern und Männer führen mußten; *allein* die durch Aemter erworbenen Titel der Männer hatten für das Frauenzimmer in südlichen Ländern keinen Reitz; vielleicht daher, weil der Mann voll heftiger Leidenschaften, die Frau nicht als Gefährtin seines Lebens betrachtet, sondern nur beherrscht, sie ins Serail oder hinter verschlossene Gitter versperrt, und sie durch Verschnittene oder Duegnas bewachen läßt; und daher ist es vielleicht der Unterworfenen nicht verstattet worden, den Titel ihres Beherrschers zu theilen. Vielleicht auch daß in Ländern, wo die Hitze des Climas die Wärme des Blutes mehrt, das Weib mit wärmerer Leidenschaft mehr an die Befriedigung dieser Leidenschaften, als an die Befriedigung des Stolzes denkt. Gerade diese heftige Leidenschaft ist es, welche vielleicht in Süden die eheliche Treue seltener macht, und in nördlichen Ländern das Weib inniger an den Gatten knüpft. Zur Zeit der Völkerwanderung warfen sich die Weiber und Töchter der überwundenen Italiener und Spanier den siegreichen Longobarden, Gothen und Mauren in die Arme. So handelten die Weiber der nördlichen Zimbrier

und Teutonen nicht; sie theilten mit ihren Männern die Gefahr der Schlacht; — da diese von den Römern überwunden wurden, so verlangten die Weiber durch Abgeordnete von den Siegern, daß man ihnen ewige Keuschheit zugestehn sollte — ihr Gesuch wurde verweigert, und sie ermordeten sich selbst. Die Keuschheit der deutschen Weiber war den Römern ein Gegenstand der Bewunderung, und dieses scheint zu beweisen, daß in nördlichen Ländern das Weib sich inniger an den Mann knüpfte; sie will alles mit ihm theilen! Vielleicht auch daß in denjenigen Ländern, wo Ausschweifungen in der Liebe seltner werden, der weibliche Stolz mehr Platz zum Aufwuchse erhält, und daher kam es vielleicht, daß in den mehresten nördlichen Ländern, wie in Deutschland, Polen und Rußland, die Frau den erworbenen Titel des Mannes theilt. Die Titel werden vom Manne nur durch Erfüllung gewisser Pflichten und Verrichtungen erlangt, und es ist auffallend, daß, bei der Feinheit des weiblichen Gefühls, dem Stolz die Bemerkung verlohren geht, daß Theilnahme des Weibes an diesen Verrichtungen, wodurch der Mann den Titel erwirbt, für den Mann erniedrigend sey. Wenn die Frau Generalin im Regiment, die Frau Hauptmannin in der Compagnie, die Frau Räthin im Gericht, die Frau Professorin im Collegio, die Frau Doctorin am Krankenbette, und die Frau Pfarrerin im Beichtstuhle, ihr Wort mitsprechen, oder nur Einfluß haben wollte, so würde

der Mann eine gar traurige Figur machen. Manche dieser Titel sind selbst zweideutig, wie der Titel Frau Einnehmerin, Frau Vorsteherin — wie drollig klingt nicht Frau Stadtwachtmeisterin, Frau Postmeisterin, und mehrere ähnliche Benennungen. Aber warum wollen wir es dem weiblichen Geschlechte verargen, daß es die edlen Benennungen, Jungfrau, Gattin und Mutter gegen unbedeutende Namen vertausche, da es noch Männer giebt, die sich Titel von Aemtern kaufen, bei denen man entweder gar keinen Begrif von Geschäften hat, oder mit denen Geschäfte verbunden sind, zu deren Ausrichtung der Titelkäufer weder Fähigkeit und Fleiß genug, noch Zeit und Gelegenheit hat. So verdient z. B. der Arzt, der seine Pflicht erfüllt, allgemeine Achtung, die ihm doch der Titel eines Hofraths unmöglich erwerben kann, besonders wenn er solchen von irgend einem entfernten Grafen oder kleinen Fürsten erhielt, an dessen Hofe er schon wegen der Entfernung unmöglich seinen Rath ertheilen kann. Sehr billig handelt der Staat, wenn er sich von solchen Leuten dafür, daß sie einen gewissen Rang erhalten, ohne daß sie dem Staate dienen, einen Beitrag zu den Staatsausgaben geben läßt; und es würde gar nicht unbillig seyn, diejenigen, welche erkaufte Titel und erkauften Rang genießen, für die fortwährende Befriedigung ihrer Eitelkeit, einer fortwährenden Abgabe, nämlich einer jährlichen Besteuerung zu unterwerfen; wenigstens wäre dies das

Mittel, den eitlen Reichen zur Vergrößerung des Armenfonds zu bewegen.

Doch diese Titelsucht scheint sich zu vermindern, und wird gänzlich nach dem Maaße aufhören, nach welchem es der Mensch zu fühlen anfängt, daß es keine edlere Benennung in der Welt giebt, als die, welche sich auf erfüllte Pflicht gründet. Der Krieger, der Richter, der Volkslehrer, welcher seine Pflicht erfüllt, verdient es, wie jeder der fürs allgemeine Beste wirkt, Beweise ausgezeichneter Achtung zu erhalten; aber eben diese Achtung hat auch der verdient, der in seinem kleinen Zirkel, durch Ausübung seiner Berufspflichten, alles that, was in seinen Kräften stand, und dem die Welt und sein Gewissen den Titel eines ehrlichen, rechtschaffenen Mannes gab — einen Titel, den wir noch dahin mitnehmen, wohin uns nichts von diesem Erdballe folgt, als das Bewußtseyn eigenes Werths, und die Ueberzeugung, vor Gott und Menschen gerecht gelebt zu haben.

2

Ueber den Nationalcharakter der alten Preußen.

Selbstliebe, eine Haupttriebfeder, die den menschlichen Geist in Bewegung setzt, erzeugt auch den Wunsch und das Streben, die Grenzen unsers Daseyns so weit als möglich hinauszusetzen. Daher stammt aus einer und der nämlichen Quelle der edle Stolz mancher großen erhabenen Männer: ihre Namen durch Thaten auf die Nachwelt zu bringen, und bei andern wieder jenes kleinliche Bestreben, ihm durch Geschlechtstafeln, Familiengemählde und Leichenreden — sey es auch nur eine armselige, erschlichene — Fortdauer zu verschaffen.

Der Geschichtschreiber, der für sein Vaterland für sein Volck, wovon er sich als einen Theil betrachtet, eine ähnliche Anhänglichkeit fühlt, strebt, außer dem Denkmale, welches er durch seine Schrift zu setzen sucht, oft äußerst partheiisch darnach, sein Volk von den berühmtesten Nationen des Alterthums herzuleiten; oder ihm ein so frühes Daseyn als möglich zu verschaffen, weil er, nach seinen dunkeln Gefühlen, deren er sich oft selbst nicht einmal bewußt ist, Vaterlandsliebe geäußert zu haben glaubt,

wenn er die Existenz seines Volks dadurch verlängerte, daß er solches in einen frühern Zeitpunkt als man bisher glaubte, versetzte. Viel verlohr die Geschichte Preußens durch ähnliche Bemühungen.

Wie das Volk vor Jahrtausenden hieß, das auf diesem Fleck Landes hauste, auf dem wir jetzt stehen? ob es mit den Völkern der alten Welt in Verbindung stand; scheint mir eine größtentheils gleichgültige Sache zu seyn. Ob aber dies Volk in dem Zeitpunkte, da wir sichere Nachrichten erhalten, aus guten, der Natur getreuen Menschen bestand, dies scheint mir wichtiger; und wenn der Charakter dieses Volks verkannt wurde, wenn es uns partheiische Schriftsteller als Halbteufel und Halbmenschen schildern: Dann wird es dem Freunde vaterländischer Geschichte angenehme Pflicht, diese Schmach seiner Vorfahren zu tilgen, und so, wie es bei den alten Preußen der Fall ist, den wahren Nationalcharakter, aus den Zeugnissen unverdächtiger Schriftsteller, in sein gehöriges Licht zu setzen.

Kadlubko, Michowita, Dlugoß, und die andern polnischen Chronikenschreiber, schildern uns, so wie der Litthauer Koyalowitz, die Preußen beinahe den wilden Thieren gleich: räuberisch, grausam, rachgierig; von allen ihren Tugenden sagen sie keine Sylbe. Die Schriftsteller des deutschen Ordens, — der die Preußen zu taufen und zu

unterjochen, oder zu würgen ins Land kam, — handelten beinahe eben so ungerecht; doch haben sie uns, wenn auch nur hingeworfen, einzelne Nachrichten von großen edeln Preußen, auch Züge des preußischen Nationalcharakters aufbehalten. Dusburg und Lucas David sind die Quellen, aus denen ich schöpfe. Vorher aber noch die Nachricht des Adam von Bremen und des Helmold, zweier Deutschen aus dem nämlichen Zeitraume, in welchem Polens Chronikenschreiber unsere Vorfahren verschreien und verlästern.

Der erste, der ums Jahr 1076 lebte, schildert uns die Preußen als ein menschenfreundliches Volk, von dem sich viel Lobenswürdiges sagen ließe, wenn es nur dem Christenthume nicht abgeneigt gewesen wäre. Die heidnischen Preußen waren in dem Zeitraum, worin Christen das Strandrecht ausübten, hülfreich gegen Schiffbrüchige und von Seeräubern verfolgte Menschen. Sie lebten in patriarchalischer Einfalt der Sitten, verachteten Gold und Silber, so wie die Oberherrschaft des Despoten. Sie wohnten gnügsam zwischen ihren Sümpfen, zufrieden mit dem Fleisch, dem Blute und der Milch ihrer Pferde, an welcher letztern sie sich berauschten, ein Fehler, der ihnen zu größerm Vorwurf gereichen würde, wenn nicht jeder im Norden wohnende Wilde ein Freund von berauschenden Getränken wäre.

Der später lebende Helmold bedient sich beinahe der nämlichen Worte, indem er uns die Preu-

ßen, als ein sanftmüthiges, geduldiges Volk, mit vielen guten Anlagen schildert. Und nun das Zeugniß der Schriftsteller aus den Zeiten des deutschen Ordens.

„Die Preußen waren ein gar hartnäckiges Volk; sie vertheidigten ihre Götter, ihr Vaterland, ihre Freiheit, und waren nicht von ihren Sitten, ihrer Sprache abzubringen." — Sollte nicht der unpartheiische Schriftsteller dieses festen Charakter nennen? — Sie empörten sich oft nach ihrer Unterjochung und heißen deshalb meineidig und treulos; aber die Ordensschriftsteller gestehen uns auch, daß die mit ihnen geschlossenen Vergleiche vom Orden selbst, zum Theil auch von einzelnen Mitgliedern des Ordens, nicht gehalten wurden; daß man die Preußen häufig mit Härte und Verachtung behandelte: und wer will's dem tapfern Wilden verargen, der alsdann lieber zu seiner Keule greift und lieber auf dem Schlachtfelde kämpfend sterben, als im Sklavenstande verschmachten will? Und welche Gründe hatten oft die Preußen zu ihren Empörungen! Die Geschichte des Boese kann, wie ich glaube, kein gebildeter Mann ohne Rührung lesen. Dieser war Unterrichter (Vogt, Camerarius) zu Pobethen, ein gebohrner Preuße; aber nach seiner Taufe dem Orden äußerst treu und ergeben. Seine Kinder starben, zum Theil auf dem Schlachtfelde im Dienste des Ordens. Boese wünschte, wie jeder Naturmensch, wie die Patriarchen, nicht

Kinderlos zu sterben. Seine alte Gattin war nicht mehr in den Jahren, um noch Mutter werden zu können; mit ihrer Genehmigung trennte sich Boese von ihr, und beide theilten ihre Haabe. Boese nahm eine jüngere Gattin, hatte die Hoffnung Vater zu werden, als der Herr Bischoff von Samland sich ins Mittel schlug, und den Preußen, der nur die Stimme der Natur gehört hatte, nach den Grundsätzen des canonischen Rechts belehren wollte: seine zweite Ehe sey Ehebruch, sein zu hoffender Erbe rechtlos, und statt Ueberzeugungsgründe anzugeben, mit dem Bannfluche donnerte. Boese empörte sich, wurde geschlagen, gefangen und von vier Pferden zerrissen, und das — nach Urtheil und Recht!

Solche Unthaten, (denn dies ist nicht die Einzige der Art,) mußten die Preußen erbittern. So empörte sich das ganze Land, als der ermländische Vogt Wollrad, in dem Schlosse Lenzenberg, eine ganze Versammlung edler Preußen verbrennen ließ, weil Einer darunter ihm meuchelmörderisch nach dem Leben getrachtet hatte, und der Vogt, der, als das Licht bei der Mahlzeit ausgelöscht war, einen Dolchstich erhielt, wogegen ihn nur sein Panzer schützte, ohne daß er den Urheber dieser That entdecken konnte, wollte lieber alle seine Gäste verbrennen, als ungerächt bleiben. Gewiß! hätten die Preußen so etwas, ohne sich wieder zu rächen, erduldet, so verdienten sie die Verachtung ihrer Nachkommenschaft!

Die Preußen lauerten oft in den Wäldern auf ihre Feinde, stellten ihnen Hinterhalt, überfielen sie bei Nacht, berückten sie durch manche Kriegslist, und werden deshalb tückisch und listig genannt; da man es doch nie dem schwächern Theile verargen wird, wenn er den Sieg, den er einmal durch Gewalt über den mächtigern Feind nicht erlangen kann, durch seine Klugheit zu erhalten sucht.

Die Preußen waren grausam gegen die Gefangenen; aber die erste Grausamkeit, die an einem Gefangenen in Preußen verübt wurde, geschah vom deutschen Orden, da er den gefangenen Pipin, der sich tapfer in seiner Burg vertheidigt hatte, an einen Pferdeschwanz binden, herumschleifen und aufhenken ließ. Wenn also nun die Preußen das Vergeltungsrecht ausübten, so verdienen sie Entschuldigung. Auch machte sie nur die Religion gegen die Gefangenen grausam; sie schossen nach ihnen, um aus dem hervorspringenden Blute zu weißagen, oder verbrannten sie, um den Göttern für einen Sieg zu danken. Lucrez beseufzte schon die Uebel, die eine schlechte Religion bei gebildeten Völkern der alten Welt zuwege brachte, und wenn also der Preuße hierin dem Griechen und Römer ähnlich war: so hat er Ansprüche auf unser Mitleiden.

Wie sehr bei ihnen weibliche Keuschheit in Ehren gehalten wurde, daß sie keinen Ehebrecher, keinen Dieb, und keinen Bettler duldeten, erzählt uns

Lucas David ausführlich. Daß kein Weib die Ehre des Mannes, ohne schwere Strafe zu befürchten, verkleinern und ihren Eheherrn bei Verlust der Nase nicht schlagen durfte, können nur gewisse Damen übel deuten. Dieses ist vielleicht auch bei der Vielweiberei der Preußen der Fall. Daß die Weiber als Sklavinnen gekauft und behandelt wurden, daß der Sohn die junge Stiefmutter als Erbgut behandelte und heirathete, haben die Preußen mit vielen Völkern gemein. Daß sie ihre alten Knechte ermordeten, um ihnen nicht Brodt zu geben, ihre alten schwachen Eltern erschlugen, ist schrecklich! Aber würde nicht auch in unsern Tagen mancher die Hand segnen, die ihn durch einen schnellen Streich dem Mangel, dem Elende und allen Schwächen des Alters entzöge? Der Naturmensch sah nur die Uebel; daß diese vielleicht den menschlichen Geist noch für eine andre Welt zur Reife bringen können, — dafür konnte er keinen Sinn haben, und eines bessern belehrten ihn seine Priester nicht. Die große Achtung, welche er für die Priester hegte, die Gutmüthigkeit, womit er sich von ihnen täuschen ließ, seine Leichtgläubigkeit: Diese hatte er mit allen Menschen gemein, die nicht selbst zu denken gewöhnt sind.

Daß die Schriftsteller des Ordens uns schwerlich jeden edlen Zug eines Preußen aufbewahrt haben, läßt sich ohne Versicherung glauben; aber doch finden wir einzelne Züge in Menge, die uns mit Liebe und Achtung für diese edlen Wilden erfüllen.

Konnte eine Spartanerin mehr thun als Nomada, da ihre Söhne flüchtig in die Burg Beselede kehrten? „Wohin ihr Feigen! wolltet ihr etwa aus Furcht wieder in den Leib eurer Mutter kriechen?“ — Die Söhne fühlten den Vorwurf, kehrten um, und schlugen den Feind.

Macce, ein Pomesamier, sagte in einem Kriegsrathe, da man einen überlegenen Feind angreifen wollte: „Laßt uns vor der Schlacht unsere Pferde erstechen, dann ist die Flucht unmöglich, und wir erkämpfen Sieg oder Tod!“

Sclocko, ein Samländer, dem der Orden nebst den Seinen durch liebreiche Behandlung gewonnen hatte, rief in einer Schlacht, worin der Orden eine völlige Niederlage erlitt, den Seinigen zu: „Der vom Orden erhaltenen Wohlthaten eingedenk zu seyn, und jetzt aus Dankbarkeit Wunden und Tod mit ihm zu theilen.“ Die wackern Preußen hörten den Ruf ihres Feldherrn und fanden nebst ihm einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde.

Scienes, ein Pogesamer, dem Orden zugethan, saß wegen einiger falschen Beschuldigungen auf dem Schlosse zu Christburg in Fesseln, als die abgefallenen Preußen die Stadt Christburg erstiegen und sich schon siegreich dem Schlosse näherten. Da schlug Scienes seine Fesseln ab, ergriff Lanze und Schild; statt zu entfliehen, welches er jetzt unge-

hindert konnte, eilte er auf die Brücke, welche aus der Stadt nach dem Schlosse führte, vertheidigte hier den Eingang, bis die flüchtigen Christen in das Schloß gelangt waren, worin er zuletzt selbst zurückkehrte, die Vestung hiedurch rettete, und durch Thaten den Beweis seiner Unschuld gab.

Dusburg rühmt uns die unverbrüchliche Treue vieler Preußen, namentlich des Nadrauers Tirsko und seines Sohnes Meidelo, der Barter Troppo und Miligedo, des Sudauers Nakam, des Pogesamers Kandare und vieler andern, die, obgleich die Sache des Ordens oft so schlecht stand, daß kein glücklicher Erfolg wahrscheinlich war, dennoch mit unverbrüchlicher Treue an ihm hiengen. Das Bestreben des Herkus Monte, den gefangenen Hirschhals vom Tode zu retten, bleibt Beweis von jener Gutmüthigkeit, die nimmer des Jugendfreundes vergißt. Hercus war als Geißel zu Magdeburg mit ihm in die Schule gegangen, hatte sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland an die Spitze der empörten Preußen gestellt, und ließ als Sieger durch seine Priester das Loos werfen: wer von den Gefangenen den Göttern geopfert werden sollte? Es traf seinen Jugendfreund Hirschhals, den er selbst jetzt nicht einmal kannte, der sich ihm nun aber zu erkennen gab: Herkus gebot, zum 2ten, zum 3ten male das Loos zu werfen, es fiel immer auf den nämlichen Mann. Dennoch wollte ihn Hercus befreien, selbst gegen die

Grundsätze seiner Religion, nur die eigne Erklärung des Hirschhals: daß er's als Vorausbestimmung, als Befehl der Gottheit betrachte und sterben wolle, bestimmte ihn nachzugeben. Die Achtung womit der Feldherr Scomand seinen Gefangenen, den tapfern Ritter Lindelow behandelte, zeigt ein so feines Ehrgefühl, als man es nur bei gebildeten Kriegern vermuthen kann. Scomand hatte seinen tapfern Gefangenen, den er im Kampfe überwunden hatte, in die Versammlung der edelsten seines Volkes gebracht, wo ihn ein übermüthiger Jüngling als Sclaven behandelte und beschimpfte — „Du hast hier nicht einen Gefangenen, du hast meinen Gast beleidigt!“ sagte Scomand, „Du mußt ihm im Zweikampf Genugthuung geben!“ Alle Anwesende fanden diese Anforderung gerecht. Der Zweikampf begann, Lindelow tödtete seinen Gegner und Niemand rächte den Gefallenen. Scomand, der fürchtete, daß es doch noch vielleicht einer in der Folge thun könnte, gab nun seinem Gefangenen die Freiheit, und lies ihn in das Gebiet des Ordens zurückbringen. Die edle Reue, womit der vom Orden großmüthig behandelte Nalubo zurückkehrte, die Sorgfalt der Preußen, dem Todten einige seiner Lieblingsgeräthe mitzugeben, das Köstlichste was er besaß, seine Rosse und Hunde mit zu verbrennen, um ihm den Gebrauch derselben auch noch jenseit des Grabes zu verschaffen, und deshalb selbst auf diese, damals so sehr geschätzten Dinge Verzicht zu leisten: dies sind Eigenschaften und Charak-

terzüge, die uns mit Achtung gegen unsre Vorfahren erfüllen müssen. Und wohl dem! der, wenn er diese und mehrere ihrer Thaten hört, den Entschluß faßt, die Vorzüge, die ihm durch mehrere Bildung seines Geistes zu Theil wurden, zu ihrer Uebertreffung anzuwenden.

3.

Einige Züge aus dem Leben des preußischen General-Major Joseph Ignatius Freyherrn von Ruesch.

Der unsterbliche Friedrich hat als König und Mensch soviel für sein Volk, für die ganze Welt gethan, daß wahrlich der Ehrfurcht und Liebe, die Jedermann für ihn hegen muß, kein Eintrag geschiehet, wenn man es auch aufzeichnet, daß er zuweilen menschliche Schwäche verrieth. Bey dem allen aber würde der Verfasser dieses Aufsatzes sich nie dazu entschlossen haben, wenn es nicht zugleich darauf ankäme, das Andenken eines verstorbenen unglücklichen Mannes zu rechtfertigen, dem Kabale und Ränke die Liebe und das Zutrauen seines Monarchen zu entziehen wußten, und der der größten Verbrechen beschuldigt, unverhört, und so dringender auch um die Untersuchung seiner Sache bat, oh-

ne daß man seine Bitte erfüllte, verurtheilt wurde. Er war einer der vertrautesten Freunde meines Vaters, und theils aus der Erzählung dieses im 82sten Lebensjahre verstorbenen Greises und seiner Freunde, theils aus ihrem Briefwechsel, sind meine Nachrichten entlehnt.

Joseph Ignatius Freyherr von Ruesch, war aus Cronstadt in Siebenbürgen gebürtig, wo sein Vater eine ansehnliche Obrigkeitliche Stelle, das Amt eines Kronrichters bekleidete. Ruesch nahm frühzeitig Kriegsdienste unter der Kaiserlichen Infanterie. Er legte zu Neapel jenen Beweis von Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes ab, den uns Hauptmann von Archenholz in der Geschichte des siebenjährigen Krieges erzählt, und der gewiß einen Mann von seltenen Eigenschaften verräth. Ruesch hatte nach der Citadelle von Neapel des Abends die Parole gebracht, das Thor wurde hinter ihm geschlossen. Er kehrte auf einem einsamen Wege nach der Stadt zurück. Plötzlich sieht er zwei starke handfeste Kerle, jeden mit einer Pistole bewafnet, der eine zielt nach ihm, zurück zu weichen ist nicht möglich. Schnell bückt sich Ruesch, der Schuß geschieht, die Kugel saußt über ihn hinweg. In dem nämlichen Augenblick ehe noch der zweite schießen kann, hat ihn Ruesch mit der linken Hand bey den Füßen gefaßt, stürzt ihn zur Erde, tritt mit seinem Fuß auf die Hand des Banditen, worin er die geladene Pistole hält, hat in der nämlichen

Zeit mit der rechten Hand seinen Degen gezogen, und den noch stehenden Banditen, der eben seinen Dolch gegen ihn brauchen will, einen solchen Hieb über den Kopf versetzt, daß dieser seine Rettung in der Flucht sucht, und seinen Cameraden verläßt, dessen sich Ruesch bemächtigt. Außerordentliche Lebhaftigkeit, die mit jenen Eigenschaften des Geistes, der Entschlossenheit und dem Muthe verschwistert ist, verleitete ihn auch zu einem unglücklichen Duelle, worin er einen jungen Mann aus einer angesehenen italienischen Familie entleibte. Er floh in ein Kloster, welches damals in Kaiserlichen Staaten eine unverletzliche Freistätte war: Den nun gesuchten Pardon erschwerten die Anverwandten des Ermordeten. Die Mönche schaften ihn heimlich zu Schiffe fort, und er gelangte durch mancherley Umwege bis an die Grenzen seines Vaterlandes, gab seinen Anverwandten von seinem Schicksale Nachricht, die nun den Pardon von Wien aus zu erhalten suchten.

Ruesch war, wie damals die mehreste Catholische Jugend, von Jesuiten erzogen, und die Ermordung eines seiner Nebenmenschen, die darauf gefolgten Unglücksfälle vermehrten jene Bigotterie, die ihn zu unzähligen Andachtsübungen bewegte, wodurch er sein Gewissen zu erleichtern, und den, wie er glaubte, gegen sich erzürnten Himmel zu versöhnen suchte. Er verbarg sorgfältig die Geschichte seiner Jugend, mochte nicht gerne daran erinnert

seyn, und bewies hiedurch, daß er sich noch immer darüber Vorwürfe mache.

Er erhielt den gesuchten Pardon, vermählte sich mit einer Baronesse von Metternich, die zu Wien sehr angesehene Verwandte hatte, und wurde bei einem Husaren-Regimente angestellt. Er war im ersten Schlesischen Kriege Rittmeister, zeichnete sich verschiedentlich aus, besonders an einem, für das damals neu gestiftete Ulahnen-Regiment sehr unglücklichen Tage; wo Ruesch sich als einen sehr geschickten Officier, mit vieler Gegenwart des Geistes zeigte.

Nachdem der Breslauer Frieden erfolgt war, sandte der König einige Officiere als Volontairs zur Oesterreichischen Armee. Einer darunter, (wo ich nicht irre, damals ein Major von York) schloß mit Ruesch eine vertraute Freundschaft. Letzterer war der älteste Rittmeister. Ein Major gieng ab, und ein junger Mann aus einer angesehenen Familie erhielt die Stelle. Ruesch war zu lebhaft, um seinen Unwillen verbergen zu können, und sein Freund that ihm jetzt den Vorschlag, in preußische Kriegsdienste zu treten, den er nicht ganz verwarf. Herr von York hatte wahrscheinlich dem großen Friedrich einen so vortheilhaften Bericht von Ruesch abgestattet, daß eine Art von Capitulation, die Ruesch forderte, eingestanden, und vom Könige eigenhändig unterzeichnet wurde. Einige merkwürdige Punkte derselben verdienen hier eine Anzeige.

Ruesch sollte für sich und alle die Seinigen freye Ausübung der katholischen Religion haben; auch seine Kinder darin ungehindert erziehen können.

Er sollte in preußischen Kriegs-Diensten Obrist-lieutenant und unter einem Husaren-Regimente placirt werden.

Wenn er verabschiedet, oder selbst länger zu dienen verhindert würde, sollte es ihm freistehen, die preußischen Staaten ungehindert, ohne Erlegung eines Detractgeldes zu verlassen.

Ruesch nahm hierauf seinen Abschied und kam nach Berlin, und zwei große Generale des Königs, Ziethen und Winterfeld, wurden bald seine Freunde. Ruesch mußte auf Befehl des Königs mit einem Theile des Husaren-Regiments von Ziethen manövriren und erhielt den Beifall des Monarchen in einem so hohen Grade, daß er ihn zum Obristen und Cheff des neuerrichteten schwarzen Husarenregiments machte, wobei er meinem Vater, der etwas früher aus österreichischen Diensten seinen Abschied genommen, und in preußische Dienste getreten war, in dem nämlichen Range, worin er ihn vorhero gekannt hatte — als Lieutenant, antraf. Ruesch war es, der jetzt dem schwarzen Husarenregiment, welches den Feinden Preußens oft so furchtbar wurde, seine Bildung gab und seine militairische Denkungsart einflößte. Er fand einen

vortreflichen Gehülfen an dem Major von Markowitz, einem gebornen Croaten, der als Page bei Friedrich I. in Dienste getreten war, nachher unter den preußischen Husaren beständig gedient hatte, und im zweiten schlesischen Kriege an seinen Wunden starb. Er fand mehrere verdienstvolle Officiere; aber der König hatte auch viele Officiere aus fremden Heeren, die in seine Dienste getreten waren, an dies Regiment geschickt, ohne auf ihre ehemalige Bestimmung Rücksicht zu nehmen: unter diesen, zwei Seeofficiere, die es anfänglich nicht wußten, ob sie das Pferd von der rechten oder linken Seite besteigen sollten, und einen alten französischen Infanteristen, der sich beinahe in gleicher Verlegenheit befand; verschiedene Deserteure aus dem österreichischen Heere, vormals brave brauchbare Unterofficiere, aber Leute ohne Bildung, ohne Sitten, zum theil so unwissend, daß sie ihren Namen nicht schreiben konnten, oder wie einer, der nachher über die Grenze gebracht werden mußte, ihres Ranges unwürdig. Der Commandeur dieses Regiments, Obristlieutenant von Arner, aus österreichischen Kriegsdiensten wegen Feigheit cassirt, jetzt dem Trunke äußerst ergeben, wurde gleich seines Cheffs erklärter Feind, und nachher, da er falsch gegen ihn bei dem Könige denuncirte, cassirt; er suchte sich hierauf auf der Straße zu Stollupöhnen durch einen Meuchelmord in der Dämmerung an Ruesch zu rächen: allein Ruesch entgieng durch einen Sprung seinem Säbelhiebe; ergriff ihn, stürzte ihn

mit der ihm eigenen körperlichen Stärke zu Boden, zerbrach ihm die Säbelklinge, und mißhandelte ihn; freilich nach Verdienst, aber doch mit zu vieler Uebereilung.

Daß Ruesch unter solchen Umständen, und bei solchen Hindernissen sich dennoch gleich im Anfange des zweiten schlesischen Krieges mit seinem Regimente auszeichnete und den Oesterreichern furchtbar wurde, bürgt uns für seinen Kopf und seine militairischen Kenntnisse. Der König ertheilte ihm unaufhörliche Beweise von Gnade, umarmte ihn auf dem Schlachtfelde bei Striegau, und hieng ihm den Orden des Verdienstes mit der Versicherung um: daß er die Dienste des verflossenen Tages noch seinen Enkeln belohnen wolle.

Einen Beweis der Gnade des Königs, den Ruesch nur seinen vertrautesten Freunden entdeckte, war dieser, daß der König nach dem Dresdner Frieden zu ihm, blos in des Generals von Winterfeldt Gegenwart sagte: er sollte als General nach Preußen zurückkehren. Ruesch dankte dem Könige gerührt für diese Gnade, womit er ihn aber nicht zu überhäufen bat. „Ziethen und Soltan, fügte er hinzu, sind ältere Obristen als ich, verdienen Ew. Königl. Maj. Gnade, gewiß in eben so hohen Grade, sind beide meine Freunde, und deshalb würde ich mich, ihnen vorgezogen zu werden, unglücklich fühlen." Der König schwieg und es ist

ungewiß, ob er diese Erklärung völlig gnädig aufgenommen habe, denn Ruesch wurde freilich später, als seine Freunde, aber erst nach einigen Jahren General. Bei seiner Zurückkunft in Preußen suchte Ruesch alles, was er konnte, für sein Regiment zu thun. Weil er glaubte, daß seine Husaren bessere Quartiere haben würden, wenn ihre Wirthe wohlhabender wären, suchte er es dahin zu bringen, daß beinahe alles, was sein Regiment bedurfte, in den Garnisonen verfertigt wurde, wobei ihn die Königl. Krieges- und Domainen-Cammern mit rühmlichem Eifer unterstützten. Dieses war für die Bürger der kleinen Städte von außerordentlichem Vortheil, weil damals Wolle und Leder schon in Preußen sehr wohlfeil, und in dem, diesen Garnisonen naheliegenden Polen, noch weit wohlfeiler zu kaufen waren. Das Regiment erhielt hiedurch die Mondirungsstücke von vorzüglicher Würde. Die Husaren, welche ein Handwerk erlernt hatten, fanden als Beurlaubte bei dem Bürger Arbeit, und es wurde selbst noch etwas an den Mondirungsstücken erspart. Hievon ließ Ruesch für das ganze Regiment Handschue und eine Art Interimsbeinkleider machen, silberne Trompeten und an denselben sehr reiche von schwarzer Seide und Silber gewürkte Bandrollen verfertigen.

Jetzt erfolgte des Obristlieutenant Arners Denunciation. Es wurde eine Comission angesetzt, wozu Feld-Marschall von Lehwald und General von

Schorlemmer befehligt wurden. Sie fanden die Mondirungsstücke vortreflich, und Ruesch zeigte ohne Scheu, wozu er den Ueberschuß verwandt habe; der König befahl aber, daß nichts vom Etat erspart werden sollte. Ruesch ließ folglich von jetzt an, die Stiefeln von außerordentlicher Länge machen, lauter englische Sohlen, und zu den Beinkleidern lauter Bockleder nehmen. Nach einiger Zeit erneuerte der Regimentsquartiermeister Moldenhauer diese Denunciation, weil ihn Ruesch, da seine Rechnung in Unordnung gerathen war, mit vieler Härte bedrohte. Die Sache wurde abermals durch eine Königl. Comission untersucht; Ruesch hatte die Rechnungs-Bücher des Regimentsquartiermeisters mit dem Regiments-Siegel bedrucken lassen. Sie wurden von der Commission geöfnet, und während daß die Commission mit Besichtigung der Mondirungsstücke beschäftigt war, schlich sich Moldenhauer zu den Büchern, um einige Blätter herauszureißen, wurde aber von dem nachherigen Kriegsrath Janus, der damals dieser Commission als Auditeur beiwohnte, dabei ertappt. Diese That, so wie seine Rechnung selbst, zeugten gegen ihn: es fand sich, daß er jeden Esquadrons-Cheff, manchen um beträchtliche Summen, hintergangen hatte.

Es entstand indeß der Krieg, die Sache zog sich in die Länge, und Moldenhauer starb in der verdienten Armuth.

Ruesch bemühte sich, den preußischen Dienst, bei jeder Art Truppen kennen zu lernen, und führ-

te,

te, was ihm nützlich und vortheilhaft schien, bei seinen Husaren ein. Mein Vater erzählte unter andern die Anekdote, daß er sich Holtzstückchen von verschiedener Farbe, worunter er sich die Gemeinen, Unterofficiere und Officiere dachte, verfertigen ließ, und hiemit, wenn er sicher war, von niemanden überrascht zu werden, um sich die Sache recht anschaulich zu machen, auf seinem Tische manövrirte. Es herrschte noch aus den Zeiten Friedrich Wilhelms I. die Liebe zu großen Leuten; er wurde hievon angesteckt, und sein Husarenregiment hätte wahrscheinlich die größten Leute, die jemals in Preußischen Husarenregimentern dienten, indem sich das erste Glied der Leib-Esquadron mit acht Zoll endigte. Er suchte diesen eben so große Pferde zu schaffen, und da bisher die Officiere, welche nach Remonte geschickt wurden, aus Preußen nur bis an die türkische Grenze giengen, und sich die Pferde durch Lieferanten aus dem türkischen Gebiet holen ließen; so gab er den Officieren den Befehl, selbst ins türkische Gebiet zu gehen, die Pferde an Ort und Stelle zu kaufen, und auch das türkische Gebiet bei dieser Gelegenheit, so weit es thunlich sey, zu durchreisen. Er wählte hiezu meinen Vater, der, weil er in österreichischen Diensten an der Grenze gestanden, die wallachische und bosnische Sprache erlernt hatte, und den damaligen Lieutenant Mirov, einen Greis, der als Page des Fürsten Ragoczi nach Konstantinopel gekommen war, und dort die türkische Sprache erlernt hatte. Dieser Versuch fiel so glücklich

aus, daß der König bei der Revüe im Jahr 1750. meinem Vater, der nur wenige Tage vorher Stabs-Rittmeister geworden war, eine Esquadron gab, ihn wieder nach Remonte zu gehen, und nachher auch eine Anzahl Pferde für das jetzige Regiment von Golz mitzubringen befehligte. Diese Größe der Menschen und Pferde gab den Feinden des General von Ruesch Gelegenheit, über ihn zu spotten, und die Gnade des Königs hatte ihm nicht wenig Neider erworben. Diese wußten es an den König zu bringen, daß Regiment von Ruesch sey freilich schön, aber ohne Leben, für Husaren zu schwer. Der König ließ einen Abend nach dem Zapfenstreich im Lager Lärm trommeln, einige Regimenter hatten davon einen Wink erhalten; man hatte deshalb die Pferde, welche hinter der Fronte standen, aufgezäumt, die Soldaten waren völlig angekleidet in den Zeltern, auf den ersten Wink aufzusitzen bereit. Die Husaren campirten damals auch; der König kam zu dem schwarzen Husaren-Regimente. Die Officiere trieben jeden Mann, so wie er zu Pferde stieg, sich in Ordnung zu stellen, ohne auf einen Nebenmann zu achten: Der König fand also bei seiner Ankunft geschlossene Haufen; aber ein General machte laut die Anmerkung: es sey doch eine außerordentliche Unordnung, klein und groß, alles stände bei einander. Der König, der es hörte, wandte sich um: „Ruesch," sagte er, „hat seine Officiere recht instruirt, bei jedem Allarm im Lager muß man sich einen feindlichen Angriff denken, und sich diesem mit

Schnelligkeit zu widersetzen, muß das erste Augenmerk seyn, dem alles andere nachsteht."

Mehrere bei preußischen Revüen gegen Ruesch angestellte Kabalen verunglückten, und der König ertheilte ihm unaufhörlich die größten Beweise der Gnade, indeß sich seine Neider und Feinde vermehrten.

Als im Jahr 1756 der Krieg ausbrach, und die Russen Preußen mit einem Angriff bedrohten, hielt der Feldmarschall von Lehwald, sobald die Truppen zusammengezogen waren, einen Kriegsrath. Ruesch, der jüngste General sprach zuletzt. „Die Russen," sagte er: „kommen in drei Haufen; der eine, von Fermor angeführt, stößt auf Memel, wir müssen alles aufbieten, daß sich dieser Ort standhaft vertheidige. Der zweite Haufen, von Schiwilsky commandirt, stößt auf die Gegenden, wo mein Regiment in Garnison steht, und gerade hier ist die preußische Grenze, ein ganz coupirtes Terrain, voll Berge, Wälder, Seen und Moräste. Ich kenne diese Gegend wie meinen Exercierplatz, sie ist wenig bevölkert, man erlaube mir die Einwohner nebst ihrem Vieh zu entfernen; man gebe mir mein Regiment, einige wenige Bataillons Infanterie, und einige Artillerie. Ich will die hier ohnehin schlechten Wege für die Artillerie der Russen unfahrbar machen, ihnen durch Verhacke, durch Besetzung der Dämme zwischen den Seen, jeden Fortschritt erschweren, sie mit Hülfe meiner Husaren

unaufhörlich umschwärmen, und jede Patrouille, jeden zum Fouragiren ausgeschickten Trupp hoffentlich zu Grunde richten. Die dritte und größte Colonne der Russen, vom Feldmarschall Apraxin angeführt, kömmt in der Mitte der beiden vorigen Haufen. Wir hoffen die ganze Russische Macht nach ihrer Vereinigung zu schlagen, wie viel wahrscheinlicher ist's, daß wir mit dieser einen Colonne fertig werden: wir wollen diese nicht ausruhen lassen, ihnen Preußen nicht Preis geben; wir gehen ihren, durch den langen Marsch abgematteten Truppen, nach Polen entgegen. Ist Apraxin geschlagen, so wird durch einige lebhafte Märsche die Colonne des Schiwilsky im Rücken angegriffen, und wahrscheinlich völlig zu Grunde gerichtet; und Fermor kann bei solchen Umständen Memels Belagerung fortzusetzen nicht wagen." Feldmarschall Lehwald, dieser alte edeldenkende Krieger, fand diesen Vorschlag sehr gut, aber die andern Generale stimmten dagegen. Diese ganze Masse von Russen zusammenstoßen zu lassen, und sie auf einmal zu vernichten; so lautete ihr Plan. Herzog George Ludwig von Hollstein-Gottrop, der nachher in der Schlacht bei Jägerndorf mit seinem Stief-Sohne, dem jetzt noch lebenden Herrn Grafen von Dohna Schlobitten, einer der letzten auf dem Schlachtfelde war, äußerte, daß die Russen auch Menschen wären und Arme hätten; aber man lächelte darüber.

Als nachher die Russen in Preußen eingedrungen waren, erhielt General-Major von Ruesch

kein besonderes Commando, wobei er sich hätte auszeichnen können. Allein von seinem Regimente wurde soviel detachirt, daß er kaum 300 Mann behielt, und jetzt wollte man ihn mit diesen wenigen Leuten zu einer besonderen Expedition commandiren. Allein Ruesch erklärte: daß 300 Mann ein Commando für einen Major, nicht für einen General wären, und daß, da man diesen ihm gelassenen Ueberrest seines Regiments, noch immer den Namen des ganzen Regiments gäbe, er auf alle Weise diesen Namen zu beschimpfen befürchten müsse, wenn er mit 300 Mann nicht bewürke, was er sonst mit 1000 auszurichten im Stande gewesen wäre. Da sich nun um die nämliche Zeit der Obriste und nachherige Generallieutenant von Malachowsky, ein Mann, der als Mensch und Officier gleiche Achtung verdient, gegen die Russen rühmlichst auszeichnete; so zog man zwischen den thätigen Malachowsky und dem unthätigen Ruesch ein Parallele, ohne dabei die Umstände, welche die Unthätigkeit des Letztern veranlaßt hatten, in Anschlag zu bringen, und es scheint, daß hiedurch schon der Grund des in der Folge für Ruesch so nachtheiligen Argwohns gelegt wurde.

Der Feldmarschall Lehwald begab sich mit dem, unter ihm stehenden Heere nach Pommern gegen die Schweden, wo Ruesch, so wie die ganze Armee, wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen erhielt. Diese zeigte sich nachher für ihn in der Schlacht bei Zorndorff, wo er den Königl. Befehl erhielt, durch eine

schnelle Schwenkung in die Flanke der Russen einzubrechen. Im Begriffe, dieses auszuführen, stieß sein Regiment auf einen Theil der Russischen Bagage. Begierde zur Beute machte, daß der gemeine Mann alles vergaß, — zerstreut fiel er über die Bagage-Wagen her; vergeblich versuchten die Officiere die Ordnung wieder herzustellen; um so mehr, da erneuerte Befehle des Königs kamen. Diese wurden endlich vollzogen, aber freilich um vieles später, als es hätte seyn können. Die Feinde des General Ruesch sagen: er habe diese Plünderung dadurch begünstigt, daß er den Husaren während derselben einige Kostbarkeiten abgekauft habe, welches aber seine Freunde für falsch erklären.

Den letzten Stoß gab ihm die verunglückte Unternehmung eines preußischen Infanterie-Generals gegen ein österreichisches Corps. Ruesch erklärte, mit der ihm eigenen Freimüthigkeit, dem Könige: daß diese Unternehmung misglücken würde, weil er die Gegend und auch den Kaiserl. General kenne, der gewiß Soldat genug sey, um den Vortheil der Gegend zu benutzen. Der König schien diese Erklärung ungnädig aufzunehmen. Das preußische Corps marschirte. Plötzlich wurde Ruesch von einer Hämorrhoidal-Colik, seiner gewöhnlichen Krankheit, überfallen; schon in der Garnison hatte sie ihn oft zu allen Geschäften untauglich gemacht, auch jetzt mußte er auf dem Marsche liegen bleiben, und der König erhielt hievon, so wie von dem unglücklichen

Erfolg der ganzen Unternehmung zugleich die Nachricht. Ruesch wurde sofort nach der Vestung Stettin geschickt, bat um Untersuchung seiner Sache, und erhielt den Bescheid, daß es schon zu seiner Zeit geschehen sollte.

Die Beschuldigungen, welche man ihm machte, waren folgende: Von den Oesterreichern bestochen, oder aus Anhänglichkeit für die katholische Religion, wolle er seine Schuldigkeit nicht thun, sondern stehe vielleicht gar mit den Feinden im Verständnisse. Diesen Argwohn zu bestätigen führte man es an: daß seine Gemahlin während des Friedens, und nun auch selbst während des Krieges, nach Wien gereiset sey; ja sich ganz aus den preußischen Staaten begeben habe. Er hatte nämlich, da er in die preußischen Staaten zog, seine jüngsten Töchter, wovon die eine erst einige Monat alt war, in Wien zurückgelassen, welche seine Gemahlin nachher abholte. Während des Krieges wohnte sie zu Braunsberg im Ermlande, wodurch sie allen Besorgnissen vor den Russen entgieng. Es war freilich übereilt, daß sie während des Krieges auch eine Reise nach Wien that; aber Ruesch liebte seine Frau zärtlich, konnte ihr also nicht leicht etwas verweigern; und daß sie von ihrem Gemahl entfernt in einem fremden Lande, daß alle ihre Bekannten mit einem Male verließen, ohne Freund, ohne Bekannte, sich nach ihrer Familie zurücksehnte, war immer ein sehr natürlicher und verzeihlicher Wunsch. Mehr Schuld gab Ruesch

einem Briefe, den er, wie er seinen Freunden gestand, an seine Gemahlin schrieb, ohne daß sie ihn jemals erhielt. Er äußerte darin; „daß er sie bald wieder zu sprechen hoffe, weil der Frieden bald erfolgen müsse, da es unmöglich sey, daß der König einer solchen Menge von Feinden noch lange Zeit widerstehen könne." Eine solche Aeußerung von einem preußischen Generale, mußte den großen Friedrich nothwendig empören, und Ruesch glaubte, daß sie durch einen seiner Feinde an den König gelangt sey.

Während der Zeit, daß er sich zu Stettin aufhalten mußte, wurde General von Werner aus der Russischen Gefangenschaft ranzionirt, und begab sich über Stettin zum Könige. Er und Ruesch waren Freunde seit ihrer Jugend, und den redlichen tapfern Werner rührte das Schicksal seines Freundes. Da ihn der König bei seiner Ankunft seiner Gnade versicherte, dankte Werner gerührt dem Monarchen. „Sie würde mich" setzte der edelmüthige Mann hinzu, „völlig glücklich machen, wenn ich nicht noch einen Kummer auf dem Herzen hätte," — Der König befahl ihm weiter zu reden — Und nun setzte Werner hinzu: „Ruesch sein Freund, sein Landsmann sey unglücklich; habe er etwas verbrochen, so bitte er den König, es ihm zu verzeihen, weil nicht Mangel an Diensteifer oder Liebe und Treue für seinen Monarchen daran schuld sey; indem er für die Rechtschaffenheit seines Freundes Bürgschaft leisten

könne." Der König antwortete darauf; „Ruesch soll aus der Vestung entlassen werden;" und Werner dankte von ganzem Herzen.

Der König gab hierauf dem Herzoge von Bevern Befehl, den General von Ruesch aus der Vestung zu entlassen, wenn er zuvor einen Revers ausgestellt hätte, nicht in fremde Kriegsdienste zu treten. Ein Beweis, daß der König noch immer den Soldaten in ihm schätzte.

Ruesch begab sich zu seiner Familie, und zog darauf nach Schlesien. Die Untersuchung seiner Sache unterblieb, ob er den König nochmals daran erinnert hat, weiß ich nicht. Nach seinen Briefen glaubte er in seinem Schicksal eine Strafe des Himmels zu erblicken; hoffte dafür reichlichen Ersatz in jener Welt, suchte in der Religion seinen Trost, und starb in sehr mäßigen Vermögensumständen.

Nach der Erzählung eines dabei anwesenden Generals, fiel einst über der Königlichen Tafel das Gespräch auf Ruesch. „Es ist doch auffallend, sagte der König, daß der Mann im letzten Kriege gar nichts thun wollte." — Wahrscheinlich, sagte ein Anwesender: lag der Grund darin, daß er ein Katholik und sehr bigott war. — „Das ist nicht der Grund, fiel der König ein, er war beides in dem vorigen Kriege, und doch dabei ein sehr brauchbarer Mann." — Der König brach ab, und das Gespräch fiel auf andere Gegenstände.

Personen, die ihn kannten, tadeln an ihm seinen oft ins Lächerliche fallenden Geiz. Da er aber nie dem gemeinen Mann etwas entzog, und bei sehr eingeschränkten Vermögensumständen, eine Menge Kinder hatte; so verdient er wenigstens einige Nachsicht. Ferner macht man ihm die zu große Anhänglichkeit für seine Gemahlin zum Vorwurf: Allein mein Vater erzählte noch die Anekdote, daß die Generalin von Ruesch, eine Dame von vielem Verstande, ihn, den sie für ihren Freund hielt, gebeten habe, daß, wenn sie aus Unvorsichtigkeit an irgend einem Gespräche Antheil nehmen sollte, welches auch nur auf die entfernteste Weise auf den Dienst gezogen werden könnte, er ihr heimlich einen Wink geben sollte, weil sie durchaus auf dergleichen Dinge nicht den geringsten Einfluß haben wolle, und, mit den preußischen Einrichtungen völlig unbekannt, nicht wisse, welche Dinge als zum Dienst oder Regiments-Wesen gehörig ausgedeutet werden könnten.

Man rückt es ferner dem General von Ruesch vor, daß er Domestiken zu Officieren befördert habe; dieses war Albrechtowitz, ein verwaiseter Ungarischer von Adel. Die Generalin von Ruesch hatte ihn als Kind zu sich genommen und erzogen. Nachdem er einige Jahre beim Regiment als Unterofficier gedient hatte, wurde er Officier, zeigte im Kriege verschiedentlich viel Muth, und starb als Lieutenant durch einen unglücklichen Sturtz mit dem Pferde. Major Kopcka wurde von dem, an seinen

Wunden sterbenden Major Markowitz dem General von Ruesch vor seinem Tode noch empfohlen; er wurde Unterofficier im Regimente, und nach vielen Jahren erst Officier. Obrist von Dresler war Sekretair bei Ruesch, stieg nachmals vom Wachtmeister zum Officier. Beide waren Subalternen als Ruesch das Regiment verlohr; und da sie von seinem Nachfolger beibehalten und befördert wurden, so scheint dieses zu beweisen, daß hierin das Betragen des General von Ruesch noch von seinem Nachfolger gebilligt worden, welches ihn um so mehr entschuldigt, weil General von Lossow sich alle mögliche Mühe gab, den General von Ruesch und sein Betragen zu verkleinern; er gieng so weit, alle Freunde desselben tödtlich zu hassen, und es war seine erste Sorge, nach dem Siebenjährigen Kriege, beinahe jeden Officier aus dem Regiment zu entfernen, den sein Vorgänger geschätzt hatte, ohne auf seine Verdienste oder Talente Rücksicht zu nehmen, selbst mein Vater war das Opfer dieser Denkungsart.

Seine außerordentliche Neigung zur Jagd, wobei er immer junge Officiere und Unterofficiere zu Gesellschaftern hatte, wird von manchem als den Dienst nachtheilig geschildert. Allein die Jagd scheint in Friedenszeit eine dem Krieger sehr nützliche Beschäftigung, da sie den Körper abhärtet, und mit Gefahren vertraut macht; und selbst der Umgang, die Erzählungen eines geschickten Generals mußten den jungen Officieren, seinen Gefährten, vortheilhaft

seyn. Der Erfolg ist Beweis, denn seine häufigsten Gefährten waren: Major von Grabowsky, damals Unterofficier, der durch einen unglücklichen Schuß beide Augen verlor, und sich ferner auszuzeichnen verhindert wurde; sein König gab ihm ein Gnadengehalt, welches der edelmüthige Prinz Heinrich verdoppelte. Ein kleiner Charakterzug dieses verwundeten Greises mag den Muth zeichnen, der ihn im Unglücke beseelte. General Lossow ließ ihm einst sagen: „er möchte nicht mit unverbundenem Gesicht ausgehen, weil sein Anblick scheußlich sey.“ Grabowsky bat den Officier den General in seinem Namen deshalb zu fordern. „Wie wollen Sie Sich schlagen?“ frug der Officier. „Entweder“ sagte er „wollen wir uns beide in einem engen finstern Orte hauen, oder wir schießen uns im Finstern, indem jeder durch das Läuten einer Glocke dem andern ein Zeichen giebt wo er steht.“ Daß diese Ausforderung weder angebracht noch angenommen wurde versteht sich.

Der Major von Schon, damals ein gemeiner Husar, wurde durch Herzog Ferdinand von Braunschweig befördert, von Friedrich dem Großen geadelt, und starb als Major bei dem Regimente von Blücher; Obrist von Beust, dessen frühen Tod Friedrich der Große bedauerte, und den ein jeder, der ihn kannte, schätzte, und der vor kurzem verstorbene Generallieutenant von Usedom, waren von Officieren diejenigen, welche ihn am häufigsten be-

gleiteten. Dieses möchte wohl hinreichend seyn, jene Beschuldigungen als ungerecht zu widerlegen; aber offenbaren Tadel verdient seine Bigotterie, die so weit gieng, daß er selbst seine Domestiken zu bekehren suchte. Der Bosniaken-Hauptmann Serkis, ein Albanier, der von der griechischen zur römischen Kirche übertrat, und der Cornet Ali, ein Perser, nach der Taufe Ossowsky genannt, wurden daher von ihm in Ehren gehalten. Hingegen der Lieutenant Osman, der ein Türke blieb, wurde von ihm, seiner Bravour, seines Diensteifers ohngeachtet, tödtlich gehaßt. Dieser nahm daher seinen Abschied, gieng nach der Türkey zurück, und äußerte bei seinem Abschiede: „daß er mit seinen, im preußischen Dienste erworbenen Kenntnissen noch in seinem Vaterlande zu glänzen hoffe.“ — Gegründet ist auch die Beschuldigung, daß General von Ruesch sehr jähzornig war. Er erlaubte sich daher manche unanständige Ausdrücke, wovon aber auch manche daher rührten, weil er sich auf die Art ausdrückte, deren man im österreichischen Dienst gewöhnt ist, z. B. „ich werde den Herren zum Profoß schicken,“ welches von preußischen Officieren sehr beleidigend aufgenommen wurde, dahingegen bei den Kaiserlichen der Profoß gewöhnlich ein alter Wachtmeister, eigentlich Polizei-Aufseher beim Regimente war, und über die Arrestanten die Aufsicht hatte. Bei diesem Jähzorn aber schadete er doch Niemanden, und seine Bigotterie trieb ihn an, selbst völlig unfähigen Officieren nicht den Abschied auszuwürken,

weil er sein Gewissen auf alle Weise unverletzt erhalten wollte, wodurch er dann sich und seinem Regimente manchen Nachtheil zufügte. Es ist zu vermuthen, daß ihn diese Gewissenhaftigkeit vor Meineid und Untreue gegen seinen Monarchen gesichert habe, und seine mäßigen Vermögensumstände beweisen, daß er nicht von den Feinden bestochen wurde. Die Eigenschaften, weshalb Friedrich ihn schätzte, weshalb Preußens berühmte Generale, Schwerin, Winterfeld, Ziethen und Werner ihn als ihren Freund betrachteten, waren Muth, Kühnheit, außerordentliche Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit. Jene Feinheit der Sitten, die eine Folge der heutigen Erziehung ist, mangelte ihm gänzlich; er war aber dafür offen, bis zur Uebereilung; gutmüthig, ohne Falsch und Verstellung. Sein Wuchs war ansehnlich, seine Gesichtszüge vortheilhaft: er bändigte das wildeste Pferd, schoß mit der pünktlichsten Genauigkeit, und hatte durch beständige Uebung eine große körperliche Stärke erlangt. In seiner Freundschaft war er unwandelbar, vergab jedem Feinde von ganzem Herzen, hielt die Menschen für besser, als sie größtentheils sind, ließ sich nie zu einer Cabale auch gegen seinen offenbarsten Feind herab, und konnte deshalb, da er seinen Gegnern viel Blößen gab, auch leicht gestürzt werden.

4.

Ueber die Schreibekunst der Aestier, und den Brief des Königs Theoderich.

Ob die alten Einwohner Preußens, die Aestier, schreiben konnten oder nicht? ist in der That ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers aus dem Grunde verdient, weil, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisebeschreibungen, diejenigen wilden Völker, welche in einzelnen Familien und Dörfern wohnen, die keine Theile eines großen Staats sind, sich, wie die Südamerikaner, mit Denkzeichen aus verschlungenen Schnüren oder aufgereihten Muscheln, die sie Quipoos und Wampums nennen, höchstens mit einer Art von Gemählden, die entweder nach Art der Mexikaner, wie uns Robertson erzählt, mit bunten Federn geschmückt, oder wie der von Jens-Kraft aufbehaltene Brief eines Wilden, aus einigen schlecht gezeichneten Figuren besteht, und dergleichen Hülfsmitteln behelfen. Die Schreibekunst durch Buchstaben setzt Städte, ein weitläuftiges Verkehr und mancherlei Geschäfte voraus. Der Mensch wird nur durch Noth zu ihrer Erlernung gezwungen, denn wir sehen es, daß selten erwachsene Menschen, wenn sie gleich durch mancherlei Geschäfte dazu gereitzt

werden, sich zur Erlernung des Schreibens bequemen; auch haben wir keine Nachricht, daß irgend ein Mensch so große Anlagen besessen habe, diese in der That feine Kunst ohne allen Unterricht zu erlernen. In den mehresten Ländern Europas schreibt nur der kleinste Theil der Einwohner; und wenn wir nun zugeben wollen, daß die Aestier diese Kunst vor 1200 Jahren schon verstanden hätten: so behaupten wir nicht nur, daß ihre Kenntnisse größer, als die ihrer Nachbaren, der Russen und Polen gewesen, sondern größer, als aller rohen Völker, die wir noch bis auf unser Zeitalter kennen gelernt haben. Wenn wir auch nur zugeben wollen, daß die Vornehmen des Volks schreiben gekonnt, so scheinen wir nicht darauf zu achten, daß die mehresten Fürsten im Mittelalter weder lesen noch schreiben konnten; sogar Jagello, der christliche, der Stifter einer Universität und so vieler Klöster, bekennt in einem Briefe selbst, er könne nicht lesen. Und so geht es noch heutiges Tages allen Chanen, Caziken, Bajoren und andern Fürsten kleiner Stämme, wenn sie gleich mit schreibenden Völkern im Handel und Geschäften zu thun haben. Nach diesem Eingange wollen wir den Hauptbeweis für die Sache untersuchen.

Es ist dieses ein Brief des gothischen Königs Theodorich, (Theuderich, Dieterich) den wir in Cassiodori opera T. I. Var. L. V. Epist. 2. p. 78. finden. Daß die Aestier um dieses Briefes willen

lesen

lesen gelernt, wird niemand behaupten, und eben so wenig, daß es damals unter ihnen Anstalten gegeben, worin im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilt worden. Dennoch aber haben unsere mehresten Chroniken- und Geschichtschreiber, ob es gleich hierunter Männer giebt, denen es weder an Einsicht noch Beurtheilungskraft gebricht, hierauf die Behauptung gegründet, daß im sechsten Jahrhundert wenigstens ein Theil der Aestier lesen und schreiben, und weil dieser Brief mit lateinischen Buchstaben in lateinischer Sprache geschrieben ist, auch selbst diese Schriftzüge und Sprache gekannt haben müssen. Dieser Brief wurde den Gesandten der Aestier an ihr Volk mitgegeben, und wir sehen aus diesem Briefe, daß sie dem Könige ein Geschenk von Bernstein, keinesweges aber zugleich einen Brief überreicht hatten, und daß sie nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten zu ihm gelangt waren; folglich durch kein häufiges Verkehr ihres Volks mit den Einwohnern des südlichern Europas die Kenntnisse und Sprache des letztern erlangt haben konnten.

Indes ist Theodorich als ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften bekannt, und es läßt sich daher von ihm nicht erwarten, daß er diesen Brief so ganz zwecklos geschrieben haben sollte; allein es war vielleicht bloß ein Certifikat, das er ihnen von seiner Person mitgab. Der Brief selbst sagt, daß er ihnen noch mündliche Aufträge ertheilt. Diese konnte er ihnen, so gut er es vermochte, verständ-

lich zu machen gesucht, und es ihnen zugleich durch Hindeuten auf diesen Zettel angezeigt haben: daß hierin sein Geist und seine Worte übergetragen wären. Wenn nun die Gesandten den Inhalt dieses Zettels mit den wunderbaren Schriftzügen schön gemahlt, mit dem daran hangenden Siegel, ihren Landesleuten vorzeigten, mündlich die Meinung Theodorichs vortrugen, und zugleich immer auf den Zettel wiesen; so mußte dies ihnen, je wunderbarer es schien, das würkliche Daseyn Theodorichs anschaulicher machen, und dieses ihnen ein größeres Pfand seiner Aufnahme scheinen, als andere Geschenke; um so mehr, da es dem menschlichen Geiste eigenthümlich ist, viele Dinge desto ehrwürdiger zu halten, je wunderbarer sie ihm sind. Es ist auffallend, wie Leute, die keinen Buchstaben je gesehen, Buchstaben respectiren, gleichsam als eine Copie derjenigen Person, die es geschrieben hat. So nehmen die Einwohner auf den Aleutischen- und Fuchsinseln Quittungen von den Russen für ihre Lieferungen an. Vielleicht kann auch Theodorich die Absicht gehabt haben, den zurückkehrenden Gesandten durch diesen Brief eine Art von Paß mitzugeben, welcher wenigstens so weit galt, als Theodorich gekannt, geschätzt oder gefürchtet war.

Weder der Sammler des Briefes noch sein Inhalt erzeugen den Argwohn gegen seine Aechtheit; doch entstehen bei demjenigen, der ihn aufmerksam lieset, mancherlei Fragen und Folgerungen.

Die Aestier, ein Volk, an der eigentlichen Bernstein=Küste wohnhaft, hatten einige Gesandten an den König Theodorich geschickt, ohne Brief, mit mündlichen Aufträgen und einem Geschenke von Bernstein, welchen sie vorzüglich sammelten. Theodorich hatte diesem Volke nichts zu befehlen, es wünschte blos ihn kennen zu lernen, und die Gesandten hatten deshalb einen langen und schwierigen Weg durch verschiedne Völker zurückgelegt.

Theodorich, der sie ihn öfter zu besuchen bittet, kennt den Bernstein schon, wenigstens aus der Lectüre seiner Gelehrten; scheint aber mehr aus dem guten Willen der Aestier, als aus dem Geschenke selbst zu machen; denn der Geschmack an diesem Kleinode hatte sich schon damals aus Rom und mit ihm zugleich die Künstler zur Vervollkommnung desselben verlohren. Doch hatte er den Gesandten Gegengeschenke mitgegeben, und ihnen außer dem Briefe mündliche Aufträge ertheilt.

Man kann nun aus diesem Briefe folgern, daß wie der Name Preußens und des unsterblichen Friedrichs, durch große Thaten bis unter den Tatarn und fernen Einwohnern Asiens bekannt und ehrwürdig geworden; so war auch der Name Theodorichs, des Eroberers von Rom, des gütigen, Ruhe und Friede verbreitenden Königs, bis zu den entfernten Aestiern gedrungen, und zwar um so viel wunderbarer, je weiter er aus der Ferne kam; folglich reitzend

genug für die Neugierde des Wilden, der, ohne die Hindernisse der Befriedigung zu bedenken, sich gleich zur Ausführung seines Vorhabens auf den Weg macht. Die Gesandten waren dazu nicht durch den Willen eines einzigen Bernsteinsammlers, sondern durch den Wunsch verschiedner Strandbewohner oder Strandherrn veranlaßt; denn Theodorich schreibt an keinen einzelnen Fürsten, sondern an ein ganzes Volk; und daß dieses bei weniger Cultur, ohne unter einem Oberhaupte vereint zu seyn, leicht Gesandte unter sich ausmitteln und in die Ferne senden konnte, ist um so weniger befremdend, da wir noch in unsern Zeiten Beispiele davon finden, wie unter andern die Gesandtschaft der Iroquesen an den König von England, deren Timberlak in seinen Reisen gedenkt.

Wenn Theodorich den Gesandten den Brief aus den angezeigten Gründen mitgab; so war es ihm auch gleichgültig, ob sie ihn verstanden oder nicht. Seine Canzellisten konnten einmal nicht Estnisch schreiben und hätten sie sich dazu der lateinischen Buchstaben bedienen wollen; so wäre ihr Brief hiedurch den Aestiern eben so unverständlich geworden, als wenn sie ihn ganz lateinisch schrieben; sie wählten also, gesetzt auch, daß sie bei den Aestiern einige Lese- oder Schreibekunst vorausgesetzt hätten, das letztere, weil es ihnen bequemer war, und blieben überhaupt ihrem Canzleystyle getreu. Wäre es ihnen und ihrem Könige ernstlich darum zu thun

gewesen, von den Aestiern verstanden zu werden: so hätten doch gewiß so manche Begriffe aus ihrem Briefe wegbleiben müssen. Denn hätten die Aestier auch etwas Latein verstanden: so waren doch die Ausdrücke: levissima substantia, teneritudo perspicua, croceus color, dem Fassungsvermögen eines ungebildeten Volks keinesweges angemessen, welches doch auch gewiß in seinem Norden weder den Safran, noch dessen Farbe kennen konnte. Derjenige, dem es zu auffallend scheint, daß man in einem Briefe so wenig verständlich zu seyn bemüht war, der kann noch in unsern Tagen sich überzeugen, daß selbst, wo man, um verständlich zu seyn, spricht und schreibt, oft noch die größte Unverständlichkeit herrscht. Dies beweisen die lateinischen Gesänge der römischen Kirche, die doch nur der kleinste Theil der Gemeine versteht; die Verhandlungen in Rechtssachen, deren Inhalt den streitenden Partheien oft erst in eine ihnen verständliche Sprache übersetzt werden muß; und in manchen Staaten der Canzleystyl in denen für das Volk bestimmten Edikten und Verordnungen, die selbst dem großen Haufen, der lesen kann, unlesbar sind.

Wenn man übrigens mit dieser Erklärung nicht zufrieden ist, auch nicht zugeben will, daß, gemäß der einmal angenommenen Hofsitte, jedem Gesandten als Höflichkeitsbezeugung ein Rückschreiben mitgegeben wurde: so findet noch eine Muthmaßung statt.

Der Bernstein war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine den Römern durch Luxus beinahe unentbehrlich gewordene Lieblingswaare, die aber zu den Zeiten Theodorichs wieder aus der Mode gekommen war. Die ehemaligen Aufkäufer desselben aus Deutschland, vorzüglich aus Vindelizien und Norikum, die mit den Aestiern noch in einiger Verbindung standen, ihnen auch vielleicht Theodorichs Namen nannten, wünschten diese Waare wieder in Gang zu bringen; und da der Hof gewöhnlich in dem, was Mode betrift, den Ton angiebt, so reitzten sie die Aestier zur Ueberbringung dieses Geschenks. Einer dieser Aufkäufer vertrat vielleicht die Stelle des Wegweisers und Dollmetschers, und übersetzte auch den Aestiern nach ihrer Zurückkunft den von Theodorich erhaltenen Brief. Freilich ist kein historischer Beweis für diese Muthmaßung vorhanden; allein sie hat doch immer mehr Wahrscheinlichkeit, als die Meinung: von der Lese- und Schreibekunst der Aestier und ihrer Kenntniß der lateinischen Sprache und Buchstaben.

5.

Kann Preußen eine Scheerenflotte, ohne Nachtheil seiner Landarmee halten?

In einer Gesellschaft wurde diese Frage verneinend beantwortet. Ich war der entgegengesetzten Meinung, und fest überzeugt, daß der preußische Staat, wenn er alle seine Kräfte brauchen will, noch unendlich viel zu thun im Stande sey, lege ich meine Gründe hier öffentlich vor. Die Sache würde vielleicht bei der Ausführung noch manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn; aber wenn die folgenden Gedanken dem Ausländer zeigen: daß Preußen bei jeder Veranlassung noch viel zu leisten im Stande ist, und bei dem Eingebohrnen das Vertrauen auf die Kräfte des Vaterlandes mehren: so würden sie doch nicht zwecklos hier bekannt gemacht worden seyn.

Preußens Schiffahrt könnte beträchtlich verstärkt werden, wenn wir den Schiffen jeder Nation, die nach Preußen handelt, nur diejenigen Vortheile in unsern Häfen einräumen, welche sie unsern Seefahrern zugesteht, und die Einfuhr des polnischen Bauholzes und Theeres, so wie den Anbau des Hanfes in Preußen, bestmöglichst begünstigen. Werden zu Königsberg und Memel noch ein paar geschickte Schiffsbauleute angesetzt, oder durch

Unterstützung des Staats begünstigt; hätten diese Leute sich durch Reisen Kenntnisse genug erworben, um in dem Geschmacke jeder Nation bauen zu können: so könnten wir unstreitig mit neuerbauten Schiffen, wenigstens in manchem Zeitpunkte, einen äußerst vortheilhaften Handel treiben. Wenn der Staat nun denjenigen, die ein Schiff dergestalt bauen, daß es zu Kriegszeiten mit Leichtigkeit ausgerüstet und für die Scheerenflotte gebraucht werden könnte, eine Bauvergütung eingestünde, so würden wir in Kurzem eine Menge zu diesem Zwecke dienlicher Schiffe besitzen.

Die als Bauvergütung erhaltene Summe würde auf das Schiff ingrossirt; geht das Schiff verlohren, oder bleibt es so lange Eigenthum eines Einländers, bis es für Wrak erklärt wird: so verliert der Staat die darauf gegebene Bauvergütung. Wird es in den ersten zehn Jahren nach Erbauung an einen Ausländer verkauft: so muß die ganze Bauvergütung zurückgezahlt werden. Ist das Schiff älter; so muß ein Theil der Bauvergütung, nach einem von Sachkundigen zu entwerfenden Tarif, wieder bezahlt werden: an Einländer aber kann das Schiff, ohne irgend eine andere Rücksicht auf die Bauvergütung zu nehmen, als daß solche auf dem Schiffe ingrossirt bleibt, nach Gutbefinden verkauft werden, nur muß solches jedesmal der Admiralität bekannt gemacht werden. An allen Orten der preußischen Staaten, wo Schifswerften sind, müßten zugleich

Magazine und Zeughäuser, zur Ausrüstung dieser Schiffe, vorräthig seyn; auch müßte die Admiralität eine besondere Liste von Steuerleuten und Matrosen führen, die hernach, sobald es die Noth erforderte, ausgehoben und zur Bemannung der Schiffe gebraucht werden könnten. Indeß erwarte ich von diesen, zu kriegerischen Evolutionen ungeübten, Leuten nichts weiter, als von denen in England durch Preßgänge zusammen gerafften Seeleuten. Sie müßten mit geschickten und erfahrnen Seemännern vermischt und durch letztere angeführt werden; aber auch diese kann der Staat sich ohne beträchtliche Kosten bilden.

Unsere Cadettenhäuser zu Culm und Stolpe bilden künftige Krieger ganz auf Kosten des Staats. Wenn diesen Jünglingen nun eine Lust zum Seedienste eingeflößt, sie mit den gehörigen Vorbereitungskenntnissen erzogen, und auf den benachbarten Flüssen mit dem Elemente ihrer künftigen Bestimmung vertraut gemacht würden; so hätten wir schon eine Pflanzschule zu Seeoffizieren. In den Häfen zu Pillau, Memel, Colberg und Stettin müßten einige Kriegsfahrzeuge beständig auf Königliche Kosten unterhalten werden, und mit der erforderlichen Mannschaft besetzt seyn. An jedem dieser Orte würde für Königliche Rechnung einer oder mehrere geschikte Seeoffiziere unterhalten, diese müßten den künftigen Seeoffizieren und Steuerleuten Vorlesungen halten, und sie zu günstiger

Jahreszeit auf den Kriegsfahrzeugen üben. Diese ihre Zöglinge kämen alsdann unter unsere Landtruppen und avancirten ihrer Tour nach in den Regimentern. Jedes Regiment führte eine besondere Liste, von allen Ausländern, die auf der See gedient hätten und allen Schiffern und Fischern. Aus diesen müßte eine gewiße Zahl wie jetzt unsere Scharfschützen, bei jeder Kompagnie ausgezogen und durch ein besonderes Zeichen ausgezeichnet werden. Diese Leute machten Exerzierzeit und Revüen zu Lande mit; aber kein Herbstmanövre, sondern statt desselben gienge eine gewisse Anzahl, unter Anführung der zum Seedienst erzogenen jungen Offiziere, jährlich einmal nach dem Hafen, um sich auf den Kriegsfahrzeugen zu üben und während dieser Zeit bekämen Offiziere und Gemeine eine kleine Zulage. Entstünde ein Krieg, wo eine Scheerenflotte nothwendig wäre! so würden die Schiffe, worauf der Staat Bauvergütung bezahlte, ausgerüstet; die Eigenthümer erhielten sie assurirt, bekämen einen jeden Schaden, den sie im Kriege erlitten, nach Billigkeit vergütet, und erhielten, so lange das Schiff im Dienst wäre, monatlich eine gewisse Pacht, die so bestimmt seyn müßte, daß der Eigenthümer damit völlig zufrieden seyn könnte; der dieses sehr gerne sehen würde, weil ohnehin, bei einem Kriege Preußens mit einer Seemacht, aller preußische Frachthandel durch Caper gestört werden dürfte. Die gedienten Seeofficiere in den Seehäfen, welche bisher den Unterricht ertheilten, träten

als commandirende Officiere an die Spitze der Scheerenflotte. Unter ihnen commandirten die aus den Regimentern detachirten, zum Seedienst erzogenen, Officiere, deren jeder die ihm bekannte eingeübte Mannschaft aus seinem Regimente mitbringt. Die hiedurch besetzten Fahrzeuge erhalten Steuerleute und Bootsmänner von den Kriegsfahrzeugen, folglich Leute, die durch beständige kriegerische Evolutionen gebildet sind; und diesen werden die, von den Kauffartheyschiffen genommenen Matrosen, untergeordnet. Eine solche Flotte ist aller Wahrscheinlichkeit nach, zur Deckung unserer Küsten und unserer Kauffahrer hinreichend, und würde, bei einem entstehenden Kriege mit einer Seemacht, freilich die Ausgaben des Staats vergrößern, aber kaum mehr Kosten, als wir einer Seemacht für einen solchen Dienst an Subsidien zahlen dürften; das Geld bliebe überdem völlig im Lande. Auf den Fall, daß ein Landkrieg entstünde, und die Flotte entbehrlich wäre, blieben Officiere und Gemeine in den Regimentern, die also hierbei nicht an Stärke verlöhren, und blos die Ausgaben für einige wenige Kriegsfahrzeuge, und die, den Unterricht ertheilenden Seeofficiere, würden zu Friedenszeiten eine neue Staatsausgabe. Denn die auf die Schiffe ertheilten Bauvergütungskosten würden einen so günstigen Einfluß auf Preußens Schiffahrt und Frachthandel haben, daß der Staat, durch Vermehrung dieser Gewerbe, hinreichend entschädigt werden dürfte.

6.

Chan Jehann Lodi.

Wenn jedes Volk seinen Plutarch, Livius oder Tacitus besäße, dann würde der Mann, dem es Freude macht, große und edle Menschen unter jedem Himmelsstriche zu erblicken, zu diesem herrlichen Gefühle auch häufiger die Veranlassung erhalten. Wir bewundern jetzt die Helden Griechenlands und Roms, und vergessen ist so mancher herrliche Mann, weil niemand sein Andenken auf uns brachte, oder sein Biograph nur in den Händen weniger Leser ist. Dies war auch das Schicksal Lodi's, dessen Thaten, so wie sein unglückliches Schicksal, nur durch den Perser Ferista aufgezeichnet wurden, den Alexander Dow durch seine Uebersetzung unter den Europäern bekannt machte. Wahrscheinlich hat nicht der Ruf die Thaten des Mannes vergrößert, denn kein Adelsdiplom, durch dankbare Nachkommen ausgefertigt, kein Gold, nicht einmal die Hoffnung einer Belohnung bestach den Geschichtschreiber; bloß einige Theilnehmung für den Unglücklichen bewegte ihn vielleicht, sich von jener ruhiger Kälte zu entfernen, welche die Pflicht des Biographen ist. Allein wo ist der Mann, dem jener Funke des himmlischen Feuers: Liebe für alles, was edel, groß und gut ist, im Busen glüht, und der, wie einst

Thomas Abt sagte, es dennoch vermag, das Verdienst mit jener Kälte zu betrachten, womit der Aga der Verschnittenen eine junge Schönheit prüft, die er für den Harem seines Sultans behandelt, jeden ihrer Reitze enthüllt, und, wenn er alles über den Tadel erhaben fand, unempfindlich niederfällt, um, gemäß der Sitte des Hofes, die Schönheit anzubeten. Verzeihung deshalb dem guten Ferista und seinem Nachschreiber, wenn die Theilnehmung für ihren Helden zu innig ward.

Schach Jehann, einer der mächtigsten Beherrscher Indiens, aus dem Geschlechte des Timur, erlangte seinen Thron durch Krieg und Blutvergießen, und Chan Jehann Lodi, aus einem Geschlechte, welches vormals den Scepter von Indien führte, hatte, als Befehlshaber der Kriegsvölker in Dekan, den Schach von seiner Thronbesteigung mit Geringschätzung behandelt. Dieser sandte, um sich zu rächen, sogleich ein Heer gegen Lodi, der nun Friedensvorschläge that. Sie wurden mit Freuden angenommen, weil der Muth, die Kriegserfahrenheit, und die gegenwärtige Lage Lodis, einen blutigen Krieg befürchten ließen. — Verzeihung alles Vergangenen war ein Hauptpunkt des Friedens, dessen Erfüllung Lodi, — weil jeder große Mann auch seinen Feind für edel hält, — als unumstößlich betrachtete, seine Gegner aber, da ohnehin dem orientalischen Despoten, der große Mann im Wege stand, mit der in Indien üblichen Treulosigkeit,

nie zu erfüllen gedachten. Denn es war bequemer, durch List und Treulosigkeit zu erhalten, was durch Gewalt der Waffen doch immer schwerer zu erringen war. Daß dieses der eigentliche Grund des Friedensschlusses sey, argwöhnte Lodi nicht, der nun, voll Vertrauen auf die ihm gegebene Zusage, ohne alles Bedenken bei Hofe erschien, wo man ihn zu verderben Gelegenheit suchte.

Gleich beim Eintritt in den Pallast, ward er genöthigt, sich einem Ceremoniell zu unterwerfen, welches seinem Stande entgegen war. Lodi schickte sich in die Zeit, überzeugt daß der große Mann nie durch Umstände erniedrigt werden könne; aber seinem sechzehnjährigen Sohne Azmud mangelte noch diese Erfahrung; er weigerte sich daher so lange auf der Erde liegen zu bleiben, als es Perist, der Ceremonienmeister, verlangte. Er sprang auf; der Ceremonienmeister gab ihm einen Schlag mit seinem Stabe, und den Befehl, sich wieder nieder zu werfen. Der Jüngling, wüthend durch diese Beschimpfung, suchte sich mit dem Degen zu rächen; man hielt ihn zurück, das Getümmel ward allgemein; Lodi betrachtete den Schlag als das Zeichen zu seiner Hinrichtung, er zog seinen Dolch, alle Anwesende griffen zu ihren Waffen, und in der allgemeinen Bestürzung kam Lodi nebst seinen Söhnen glücklich aus dem Pallast. Sie eilten in ihr naheliegendes Haus, das durch seine vortheilhafte Lage und eine hohe Mauer gedeckt war, und Lodi machte sich hier mit

dreihundert seiner Anhänger auf eine Belagerung gefaßt. Schach Jehann fühlte es erniedrigend für seinen Despotenstolz, so nahe vor den Thoren des Pallasts Krieg führen zu müssen, fürchtete vielleicht auch, daß so mancher die unwürdige Behandlung des edlen Mannes fühlen, und durch seinen Muth zur Theilnahme gegen ihn bewegt werden könnte. Wenigstens verrieth Lodi, durch den Trotz, womit er die Friedensvorschläge des Schachs von sich wies, daß er diese oder ähnliche Hoffnungen hege.

Indeß brach die Nacht herein, und Lodi fühlte sich nun von mächtigen Leidenschaften bestürmt; um ihn standen seine Weiber. Sie dem Feinde und hiemit zugleich wahrscheinlicher Schande zu überlassen dagegen empörte sich sein Herz, und die bei seinem Volke übliche Denkungsart, bei dem sich der Krieger aufs höchste erniedrigt glaubt, sobald seine Weiber in feindliche Gefangenschaft gerathen. — Noch war der Weg zur Flucht nicht völlig verschlossen; aber die Weiber mitzunehmen, war unmöglich; bei ihnen zu bleiben war gewisser Tod, den der Hunger oder das feindliche Schwerd nothwendig herbeiführen mußten. Noch schwankte Lodi; nicht so die edlen Weiber; sie sahen die Verlegenheit ihres Mannes, und beschlossen eine That, ihrer und seiner würdig.

Lodi hörte ihr Aechzen im Nebengemach, eilte dahin, warf bei dieser Eilfertigkeit das einzige

Wachs=

Wachslicht um, welches dort noch brannte, faßte auf den Boden, tauchte seine Hände im Blut; rief, einer seiner Söhne brachte Licht. Kein Wort der Klage entfuhr dem unglücklichen Lodi, er gab seinen Söhnen ein Zeichen, — sie verscharrten die Leichname der edlen Weiber, die sich untereinander ermordet hatten, im nahen Garten. Sprachlos saß er eine Zeitlang auf ihrem Grabe, und nur seine Blicke verriethen, was in seiner Seele vorgieng. Er sprang plötzlich auf, „ich will," rief er, „den Tyrannen mit dem Geräusch meiner Waffen wecken, bei meiner Rückkehr soll er zittern! Er befahl seine Trommeln zu schlagen, und in seine Trommeten zu stoßen, ließ die Thore seines Palastes aufreißen; — er und seine Söhne waren die ersten im Zuge, seine Getreuen folgten ihm nach; die Kühnheit der That, das Dunkel der Nacht; die kriegerische Musik, die dem Zuge den Anschein der Flucht benahm, veranlaßte die Krieger des Schachs, sich ruhig zu halten, und so zog Lodi ungehindert aus Agra. Schnell eilte er durch die Stadt, ritt vierzig Meilen *) in einem Zuge, als ihn der Fluß Chungil aufhielt.

Es ist in Indien gewöhnlich, daß Flüsse durch Regenwetter oft in einer Nacht anschwellen, und am Mittage schon wieder beträchtlich gefallen sind. Ersteres war auch hier der Fall; alle Bote waren auf-

*) englische Meilen, weil der Engländer Dow das angegebene Maas auf diese reducirte.

aufwärts getrieben, und Lodi mußte das Sinken des Flusses erwarten. Plötzlich erschien Abdul Hussein und fünf Omrahs mit ihren Haufen, die der aus dem Schlaf geschreckte Schach, den Abziehenden nachgeschickt hatte. Lodi machte sich zur Gegenwehr gefaßt. Zwei Hügel bildeten einen engen Paß, diese besetzte Lodi, und schlug verschiedne Angriffe der Feinde zurück. Die Uebermacht der Angreifenden verminderte die Zahl seiner Getreuen, er selbst war am rechten Arme verwundet. Jetzt flehten seine Söhne Azmud und Hussein, daß er einen Versuch machen sollte, durch Schwimmen das andre Ufer zu erreichen, er gab ihren Vorstellungen nach, „aber," sagte er, „einer von euch beiden deckt meinen Rückzug, indeß der andre mit mir hinüberschwimmt." — Die Söhne waren des Vaters würdig, beide edle Jünglinge stritten: wer hier zurückbleiben, den Rückzug des Vaters decken, und dem gewissen Tode entgegen gehen solle. Da erschien Perist der Ceremonienmeister an der Spitze der Feinde. „Sieh jenen Niederträchtigen!" rief Azmud, „der Streit ist entschieden! denn wie könnte ich weichen, ohne mir Rache zu nehmen?" Perist hörte dies, er war ein calmückscher Tatar, von bekannten Muthe und seltner Leibesstärke; er sprengte nun auf den kühnen Jüngling, den er zu züchtigen wähnte; allein Azmud hatte seinen Bogen gespannt, der Schuß gelang, und er streckte seinen Gegner todt zu Boden. Aber auch er fiel mit seinen Begleitern durch die Menge überwältigt, indeß

während des Kampfes Lodi mit seinem andern Sohne Hussein, das gegenseitige Ufer des Flusses glücklich durch Schwimmen erreichten. Allein das Wasser des Flusses fiel, die Feinde folgten, und ließen ihnen nicht die Zeit, ihre Freunde aufzubieten. — Lodi irrte von einem Orte zum andern, bis seine Verfolger bei der Nachsetzung ermüdeten. Nun eilte er ins südliche Hindostan, forderte dort die Fürsten zu seinem Beistande auf, begab sich nach Golconda, und traf hier, was selten der Unglückliche findet, einen treuen Freund, den alten Nizam zu Dowlatabat, der ihn willig aufnahm.

Schach Jehann kannte Lodis großen unternehmenden Geist, hörte von den Unruhen, die durch ihn erregt wurden, und eilte zu ihrer Unterdrückung mit einem Heere von dreimal hunderttausend Mann. Die Fürsten, durch deren Gebiet es zog, wurden aufgefordert, es mit ihren Kriegsvölkern zu vermehren; sie gehorchten durch die Macht des Schachs aufgeschreckt; selbst Lodis Freunde wankten unentschlossen, und wurden durch Haufen vom Heere des Schachs leicht unterdrückt. Nur Nizam wankte nicht, ungeachtet Schach Jehann alles aufbot, ihn von der Parthei Lodis abzuziehn. Dieser hatte indeß die Macht von Golconda und Bijapour vereinigt, schlug das stärkste Corps seiner Feinde, und nahm eine vortheilhafte Stellung zwischen Gebürgen, worin seine Kriegserfahrenheit die Pässe undurchdringlich machte. Durch beständige Scharmützel suchte

er den Feind zu ermüden, schnitt ihm alle Zufuhr ab, und schlug ihn selbst bei einem nächtlichen Ueberfalle in die Flucht.

Der Vezier Asiph, der geschickteste Feldherr des Schachs ward jetzt mit einem großen Heere gegen Lodi gesandt; die Völker Hindostans, die überhaupt leicht beim Kriege ermüden, sich bald nach ihren Hütten zurücksehnen, und in Vergleich mit Europäern wenig Muth zeigen, bewiesen auch hier diese Eigenschaften. Sie flohen bei Asiphs Ankunft von einem panischen Schrecken ergriffen, und Lodi behielt nur noch die besten seiner Truppen bei sich zurück. Mit diesen besetzte er noch einen Paß, und vertheidigte sich gegen Asiph, bis die Nacht einbrach; schnell zog er sich nun nach Dowlatabat, entschlossen, diesen Ort aufs äußerste zu vertheidigen; er kam um einige Stunden zu spät, weil Nizam, der wegen seines Alters nicht mehr beim Heere seyn konnte, die Stadt verlassen, und sich in das für unüberwindlich gehaltene Citadel begeben hatte. Er fand daher die Stadt bereits vom Feinde besetzt, der ihn nun von allen Seiten verfolgte. Asiph hatte alle Päße besetzt, und hielt Lodis Flucht für unmöglich, der ihm aber dennoch entkam. Ohne Magazine, ohne Verbündete, ohne Geld, und ohne alle andre Hülfsmittel, als seine Entschloßenheit und seinen Muth, durchzog Lodi einige Provinzen des südlichen Hindostans. Durch gutgewählte Stellungen vereitelte er die Angriffe seiner Feinde, die

er dann oft wieder, ehe sie es erwarteten, mit dem günstigsten Erfolg angriff; aber mit jedem seiner kleinen Siege verlor er auch einige seiner Getreuen, indeß das feindliche Heer mit jedem Tage stärker anwuchs. Wie ein verscheuchter Löwe irrte Lodi umher, stieß, wenn er einen Haufen überwältigt hatte, gleich auf einen frischen, ward zuletzt geschlagen, und sein ältester Sohn, Muhammed Azif, deckte jetzt den Rückzug. Lodi setzte sich auf einer Anhöhe, und erwartete die ganze Nacht hindurch die Ankunft seines Sohnes. Der Morgen brach an, er hörte das Geräusch der Waffen, aber der letzte Funke von Hoffnung erlosch, denn die, unter deren Schwerdte Muhammed Azif mit allen den Seinen den Tod gefunden hatte, rückten auch jetzt gegen Lodi an. Sein letzter Sohn Hussein fiel bei diesem Angriff; Lodi floh noch von dreißig Reutern begleitet, und verlor, überall von kleinen Haufen verfolgt, jede Hoffnung zur Rettung oder Flucht. — „Euer Anblick“ sagte er zu seinen Begleitern, „zeigt mir; daß ich noch Freunde habe; allein ich bin einmal zum Verderben bestimmt, oft konnte ich eure Bitten erfüllen, erfüllt jetzt auch die letzte meiner Bitten, — verlaßt mich!“ — Alle standen innig gerührt und betheuerten, obgleich Muziffer Chan schon mit einem Heere gegen sie anrückte, diesen letzten seiner Befehle nicht vollziehen zu können. Lodi sah, daß sie es werth waren, mit ihm zu sterben, und gab das Zeichen zum Angriff. Muziffer Chan glaubte, daß sie sich zu unterwerfen kämen, und

erstaunte über die Kühnheit ihres Angriffs. Er befahl zu feuern; eine Kugel durchbohrte Lodis Brust — er sank, und seine tapfern Streitgenossen erkämpften sich den Tod neben dem Leichnam ihres Feldherrn.

7.

Eine Muthmaßung über preußische Begräbnißkronen.

Man wird selten einige preußische Alterthümer bei einander finden, ohne daß eine preußische sogenannte Begräbnißkrone mit darunter wäre. Diese sind von verschiedner Größe, oft drei Pfund und drüber, oft kaum ein Loth schwer; manchmal so weit in der untersten Windung daß sie auf den größten Kopf gesetzt werden könnten, manchmal so klein, daß sie kaum die Weite eines Ringes haben. Sie sind durchgängig von einem dem Messing ähnlichen Metall, welches aber größtentheils von Farbe etwas dunkeler, und mehr brüchig als der gewöhnliche Messing ist. Die Gestalt dieser Kronen ist sehr verschieden. Ich besitze eine, die ganz flach, in Form einer Uhrfeder gewunden ist, und aus Drath, von der Dicke einer mäßigen Federspule besteht. Eine andere kleine aus Drath, von der Dicke einer

groben Stricknadel, ist ohngefehr wie ein Korkzieher gewunden. Von einer dritten Gattung, ist der Drath platt gedrückt. In der Sammlung des Herrn Commerzienrath Wulf befindet sich eine, welche aus verschiednen Dräthen zusammengewunden ist, und am Ende durch Ketten oder Bänder befestigt gewesen zu seyn scheint. Man hat alle, so viel ich weiß, in preußischen Grabhügeln gefunden, und da man sie mit nichts anderm als einer Krone zu vergleichen wußte, ihnen den Namen der Begräbnißkronen beigelegt.

Lucas David, der zu den Zeiten des Marggrafen Albrecht lebte, kannte sie noch nicht unter diesem Namen, sondern nannte sie altpreußische Halsringe, und erzählt uns: daß sie zuweilen in der Wildniß gefunden würden. Allein sie scheinen eben so wenig zum Halsringe als zur Krone getaugt zu haben; wir finden auch nicht die entfernteste Spur bei irgend einem preußischen Geschichtschreiber, daß die Preußen sich jemals eines solchen Schmucks bedient hätten; und dieses hat bei mir nachstehende Muthmaßung veranlaßt, deren nähere Prüfung ich dem Kenner preußischer Geschichte und Alterthümer überlasse.

Dem Gotte der Todten Pikullus war die Schlange heilig, und die alten Preußen verehrten Schlangen als Hausgötter.

Es ist bekannt, wie schnell ein wildes Volk Aehnlichkeit findet. Der kultivirte Mensch, der

eine Menge von Gestalten gesehen hat, kennt mehrere Gattungen der Verschiedenheit. Allein der Wilde, der nur wenige Begriffe hat, sucht jedes Ding, worauf er stößt, nach einem dieser Begriffe zu ordnen. Und wenn wir Mahlereien der Wilden betrachten, so kostet es uns Mühe, den Gegenstand, welchen sie darstellen, auszumitteln, den hingegen ein anderer Wilde sogleich bei einem flüchtigen Blicke erkennt; wie sich jeder, der die Abbildung einer Lapländischen Zaubertrommel gesehen hat, von selbst überzeugen kann.

Nach dieser Voraussetzung wird die Erklärung nicht ganz gezwungen scheinen, daß diese Begräbnißkronen eine Art von Götzenbildern gewesen, welchen man durch ihre Windung, eine Aehnlichkeit mit einer Schlange zu geben suchte, und daß der Reiche, der mehr Metall bezahlen konnte, einen großen Götzen mit in die Gruft erhielt; da hingegen sich Aermere mit einem kleinen Götzenbilde begnügen mußten. Auch kam es dabei nicht darauf an, daß eine Figur mit der andern so genau übereinstimmte, sondern jeder bog seinen Drath, wie es ihm am zierlichsten und bequemsten dünkte.

Diese Erklärung scheinet mir deshalb um so passender, weil die Befestigung einer solchen Krone, man mag sie auch getragen haben, wie man wollte, viel Mühe gekostet haben muß, unsere alten Pogesanier, Samen und Südauer aber so wenig Zeit bei

ihrer Toilette zubrachten, daß sie, nach Dusburgs Erzählung, einen Rock, der sich beim Ausziehen umgekehrt hatte, am Morgen auf der verkehrten Seite anzogen. Auch würde, da dieses Metall nicht einheimisch ist, sondern wahrscheinlich von Biörke, oder andern schwedischen Handelsplätzen nach Preußen kam, der beständige Gebrauch desselben, ein großer Luxus gewesen seyn, da schon kleine metallene Schnallen und Ringe ein geschätzter Schmuck waren. Allein der Leiche eines geliebten Freundes oder Verwandten bei seinem Scheiden zu guterletzt noch ein schätzbares Kleinod, welches ihm vielleicht noch überdem die Götter versöhnen sollte, mit in die Gruft zu geben; dieser Beweis der Theilnahme läßt sich wohl von einem menschenfreundlichen Volke erwarten, welches, wie unsere alten Preußen thaten, noch jährlich, um die armen Seelen zu füttern, Feste anstellte, wobei die, auf die Erde gefallene Speise aufzuheben verboten war, weil man sie den Seelen derjenigen bestimmte, deren arme Verwandten ihnen kein Mahl ausrichten konnten.

8.

Etwas von einem preußischen Farbematerial.

Nicht als eine völlig bewährte Sache, sondern weil mir jedes vaterländische Produkt doch die bestmöglichste Vervollkommung zu verdienen scheint, erzähle ich Nachstehendes, um den Sachkundigen zur nähern Prüfung zu veranlassen.

Bei meinem Bestreben, alle Naturprodukte Preußens zu sammeln, wenigstens kennen zu lernen, betrachtete ich auch das in unsern Strandbergen befindliche fossile, mit Bitumen durchdrungene Holz. Ich fand es beim Anfassen äußerst abfärbend, und als es ganz trocken war, so zerreiblich, daß ich es zwischen den Fingern, ohne viele Mühe, in Staub verwandeln konnte. Es hatte die Farbe des Umbra, und da ich mich, als ich noch sehen konnte, mit Mahlerei beschäftigte, so erinnere ich mich noch, daß die oft körnigte und zu compakte Umbraerde bei feinen Gemählden manche Unannehmlichkeit veranlaßte. Der auf einem Reibesteine fein geriebene Holzstaub kam der Umbraerde völlig gleich, wurde aber noch ungemein verbessert, da ich ihn, in einem Schmelztiegel ge-

stampft, einem mäßigen Feuer aussetzte, und denjenigen Theil, welcher fest am Schmelztiegel gelegen, folglich etwas dunkler geworden war, von dem übrigen absonderte. Einige kleine Proben, die ich von der dunklern und hellern Farbe an Freunde der Miniaturmahlerei gab, thaten, zu folge ihrer Versicherung, wenn nicht bessere, wenigstens doch die nämlichen Dienste, als die ausländische Farbe. Da nun dieses fossile Holz sich in Menge am Strande findet, und man beim Graben des Bernsteins häufig darauf stößt, so fragt sichs, ob es nicht vortheilhaft seyn würde, dieses Holz aus den Bernsteingruben zu Tage zu fördern, zu reinigen, und es an einem Orte, wo es dem Staube unausgesetzt bleibt, trocknen zu lassen. Würde es nachher fein gerieben, — welches doch immer eine leichte Arbeit wäre, die man in Hospitälern und Arbeitshäusern treiben könnte, — und um etwas wohlfeiler als die Umbraerde verkauft, so würde vielleicht das ausländische Farbematerial völlig verdrängt, einiges Geld im Lande erhalten, und wenigstens doch ein rohes einländisches Material bearbeitet werden, welches einigen Menschen Arbeit und Erwerb gewähren könnte.

9.

Geschichte des Theaters in Preußen.

Die Theatergeschichte eines Landes bleibt immer ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Litteratur, und der sittlichen Bildung eines Volks. Bei Preußens Theatergeschichte ist dies nicht gänzlich der Fall; denn die Preußen sind kein besonderes Volk. Der alte Preuße ist mit seinen heiligen Hainen zugleich ausgerottet, und selbst seine Sprache ist ausgestorben; der mit ihm verbrüderte Litthauer tritt, bei Zunahme seiner Geistescultur, zu den Deutschen über, und eben dies ist der Fall mit den Polen, die einen großen Theil Preußens bewohnen. Diese drei Sprachen, die Deutsche, Polnische und Litthauische, die in einem Lande, von eben nicht beträchtlichem Flächeninhalte üblich sind, trennen die Einwohner, und werden zu einem mächtigen Hindernisse der Cultur; und erinnert man sich noch, daß in einem Theile Preußens, an dem curischen Strande eine lettische Mundart üblich ist; daß die in Westpreußen zahlreiche Mennoniten durch religiöse Denkungsart und durch eine Mundart, die noch die Spuren des Holländischen an sich trägt, von den übrigen Einwohnern abgesondert sind: alsdann wird man auch den Vorwurf, daß Preußen, im Verhältniß zu einer deutschen Provinz von gleichem

Flächeninhalt, wenig für die Litteratur geleistet habe, beinahe völlig ungerecht finden. Wir sind eine deutsche Colonie, und selbst vom übrigen Deutschland durch Westpreußen getrennt, das von seinen ehemaligen Beherrschern auch größtentheils die polnische Sprache annahm. Mit den deutschen Gelehrten größtentheils ohne Verbindung, werden uns ihre Produkte, so wie die Moden des Auslandes, erst spät bekannt, und wir sind, bei der Entbehrung mancher Hülfsmittel, die der deutsche Gelehrte in Händen hat, bloß auf die Bibliotheken eingeschränkt, die unser Vaterland enthält. Ohne öffentliche Anstalten, worin Präparate, Naturprodukte, oder Instrumente zum allgemeinen Gebrauch aufbehalten werden, sind wir größtentheils nur so viel zu leisten im Stande, als der einzelne Gelehrte, ohne fremde Beihülfe und große Hülfsmittel zu leisten vermag, und haben, sobald man hierauf Rücksicht nimmt, gewiß nicht wenig geleistet. Schon die Verschiedenheit der Sprachen, ist dem Gemeingeist hinderlich; mehr noch die Verschiedenheit des Ursprungs. Franzosen, Salzburger, Pfälzer, Schweitzer und Nassauer sind als Colonien eingewandert, jede derselben suchte anfänglich sich wechselseitig zu unterstützen, betrachtete sich beinahe als isolit und bekümmerte sich wenig um die übrigen Landeseinwohner. Diese waren schon zur Zeit des deutschen Ordens aus allen Provinzen Deutschlands nach Preußen gekommen. Fürsten, diesem Ritterorden geneigt, erbauten Schlösser in seinem Lande, und bevölkerten

sie mit ihren Unterthanen; und so wurden einzelne Gegenden durch Hessen, Pfälzer, Baiern, Brandenburger und Böhmen angebaut. Man findet noch hievon die Spuren in jener Menge deutscher Dialekte, die hier in Preußen gewöhnlich sind; — es giebt einzelne Dörfer, deren Mundart von der des benachbarten Dorfes völlig abweicht, und wer ein preußisches Idiotikon liefert, sammlet deshalb sicher eine Menge Idiotismen aus allen Creisen Deutschlands.

Die Verschiedenheit des Ursprungs war immer ein Hinderniß der Geselligkeit, selbst in den höhern gebildetern Ständen. Unser Adel ist aus allen Völkerschaften Europens zusammengesetzt, unsre Gelehrten sind, — weil selten das Talent des Eingebornen einige Aufmerksamkeit erregte, — zum Theil Ausländer; bei den Kaufleuten ist dies noch häufiger der Fall, und unter den Handwerkern besteht sicher noch der vierte Theil aus Nicht-Eingebornen. Daher kann man auch in Preußen keinen Gemeingeist fordern, kein gemeinschaftliches Bestreben aller Einwohner, etwas zur Ehre des Vaterlandes zu thun. Jede Sache, wozu die Beistimmung Vieler nothwendig ist, zerfällt von selbst; daher erhält sich hier keine periodische Schrift, kein Provinzialblatt, keine preußische Blumenlese; daher kam zu Königsberg ohngeachtet des beträchtlichen Handels, (wenn wir die Zuckerraffinerie zu Königsberg ausnehmen,) keine kaufmännische

Verbindung durch Aktien zu Stande; nur höchstselten wurde ein inländischer Schriftsteller durch hinreichende Pränumeration oder Subscription ermuntert und das Talent nur äußerst sparsam unterstützt. Nur in Danzig war dies letztre deshalb häufiger der Fall, weil die republikanische Verfassung die Einwohner enger an einander knüpfte, die angesehenen und reichen Familien sich beständig unter einander verheiratheten, und hiedurch ein einziger geachteter Mann in den Stand gesetzt wurde, auf die Menge seiner Verwandten und Mitbürger zu würken. Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit für seine Mitbürger erzeugte deshalb auch hier öffentliche Anstalten, wie das Observatorium und Naturalien-Kabinet, die man in dem größern und weit stärker bevölkerten Königsberg vergeblich sucht.

Die Verschiedenheit der Mundarten war sogar für den Gelehrten ein Hinderniß, sich jene Reinigkeit der deutschen Sprache zu erwerben, die selbst oft dem eingebohrnen Deutschen fehlt, und bald bildete sich noch in Preußen ein ganz eigenthümlicher Sprachfehler. Die verschiedenen Völkerschaften, welche hier deutsch lernten, waren wegen der Endung der Worte unsicher; sie verstümmelten sie deshalb, indem sie mehrentheils die letzten Consonanten wegließen, und so entsprang, — was Friedrich in seiner Schrift über die deutsche Litteratur wünschte, — eine Menge von Infinitiven, die sich auf Vokale endigen, aber nicht auf das tönende a, sondern

mehrentheils auf ein stummes e, und es ist sehr häufig, daß man statt gehen, gehe oder gehne, und so in allen übrigen Fällen spricht. Dieser Fehler der Aussprache wird in manchen Gegenden Preußens noch auffallender durch die Aussprache des a, welches man beinahe, wie es der Engländer häufig thut, als einen Mittellaut zwischen a und o ausspricht, und so wie den Schriftsteller die Menge der Dialekte an Reinigkeit der Sprache im Schreiben hindert, so werden diese häufigen Mängel der Aussprache dem Redner und Schauspieler äußerst nachtheilig, und sind wahrscheinlich ein Hauptgrund, daß sich der Preuße so selten zum guten Schauspieler bildet. Wer diese Hindernisse erwägt, wird es hoffentlich auch zugeben: daß Preußen, in der Lage, worin es sich befand, für das Theater, so wie für die ganze Litteratur, nicht wenig geleistet habe.

Ob der Ureinwohner Preußens, der alte Preuße und Litthauer, eine Art von dramatischen Vorstellungen hatten, läßt sich jetzt wohl schwerlich bestimmen; doch giebt es noch litthauische Volkslieder, die ganz dialogisirt sind, oder auch von abwechselnden Chören gesungen werden; auch hört man in den polnischen Gegenden ein Schnitterlied, worin eine Stimme vorsingt, und der ganze Chor einfällt. Noch vor einigen zwanzig Jahren war in lutherischen Kirchen Preußens, unweit der polnischen Gränze, am ersten Weihnachtstage früh Morgens eine Art dramatischer Vorstellung üblich, indem weißgeklei-

dete und geschmückte Knaben, mit brennenden Kerzen in den Händen, von verschiedenen Seiten in die Kirche traten, und durch abwechselnde Chöre, im Namen der Engel, die Ursache der Feier des Tages verkündigten, dann sich vor den Altar stellten und gemeinschaftlich einen Lobgesang anstimmten. Vielleicht ist dies ein Ueberrest aus den katholischen Zeiten, in welchen man, bei den Fastnachtsspielen, die ersten würklichen dramatischen Vorstellungen hier in Preußen sah. Diese Fastnachtsspiele müssen in den großen Städten sehr beliebt gewesen seyn, denn wir finden in der Chronik des Mönchs Grunau viele Seiten mit ihrer Beschreibung angefüllt. Sie wurden ein großes Beförderungsmittel der Reformation, weil man sich ihrer bediente, die Mönche und das Papstthum lächerlich zu machen. Die katholische Geistlichkeit, die selbst den Ton angegeben und anfänglich Luthern lächerlich gemacht hatte, mußte es nun dulden, daß, bei einem solchen Aufzuge zu Elbing, einige Possenreißer, die als Mönche verkappt waren, zur Strafe weil sie bisher als Mönche gar nicht gearbeitet hätten, vor den Pflug gespannt, ihnen aber doch zum Trost einige Nonnen zur Gesellschaft gegeben wurden, deren jede ein Kind auf dem Arme trug, worüber Grunau, der selbst ein Mönch, Franziskaner Barfüßer-Ordens war, seinen Aerger und sein Entsetzen nicht genug auszudrücken vermag.

Die Schuldramen hatten wahrscheinlich auch schon in diesen Zeiten Beifall gefunden und erhiel-

hielten sich nach der Reformation. Markgraf Albrecht war ein großer Freund von dramatischen Vorstellungen, und die Schüler aus den Königsbergischen Hauptschulen mußten zuweilen auf das Schloß kommen, um dort biblische Geschichten vorzustellen. Das Beispiel des Fürsten fand Nachahmer, und Gregor Möller erzählt in seinen Annalen, daß nun auch in dem Junkergarten, als Fastnachtsspiel zur Erlustigung der Bürger, biblische Historien vorgestellt wurden. Er nennt uns hierunter die Geschichte Ade und Eve, und dies ist wahrscheinlich das erste hier in Preußen gedruckte Schauspiel, welches schon sein nachstehender Titel näher charakterisirt: „Comedia, vom Fall Ade und Eve, bis auf den „verheißenen Samen Christum, aus fünf Historien „zusammengezogen, durch Georgium Rolberg Si„lesum, aufm Schloß zu Königsberg in Preußen „agiret am Tage Andre 1573. Königsberg, in „Versen.“ — In diesem Style war alles, was in Preußen fürs Theater geschrieben wurde, abgefaßt. Die Streitigkeiten der Stände mit den Fürsten, so wie manche Religionszänkereien, konnten im hiesigen Lande der Ausbildung der Wissenschaften nicht beförderlich seyn; allein die unruhigen Zeiten, welche in Deutschland ausbrachen, wurden auch dort den Wissenschaften nachtheilig.

Da indes die Protestanten während des dreißigjährigen Krieges doch hier in Preußen völlige Sicherheit fanden, auch Preußen zu der nehmlichen

Zeit bei den Aerzten den Ruf erhielt, daß hier die Luft sehr gesund sey, so begaben sich deshalb einige Gelehrte und begüterte Personen hieher, die zum Theil die Absicht hegten, sich von ihren im dreißigjährigen Kriege erhaltenen Wunden zu erholen. Hiedurch vermehrte sich die Zahl der gebildeten Einwohner Preußens; durch sie ward das Talent aufgemuntert, und bald fanden sich hier Männer, die mit den ersten Schriftstellern Deutschlands wetteiferten. Hierunter Simon Dach, ein Freund und Zeitgenosse des Opitz. Er war kein Mann von lebhafter Phantasie, daher zeichneten sich auch seine Schauspiele nicht durch Erfindung aus; dagegen hatten sie aber auch den Vorzug, jene Abentheuerlichkeiten zu entbehren, die in den Schauspielen der damaligen Zeit so allgemein waren. Wir kennen von ihm das zu Königsberg in Quart gedruckte, und auf einem Privattheater aufgeführte Schauspiel: Cleomedes, und das durch die Jubelfeier der Königsbergischen Akademie veranlaßte Schauspiel: Sorbuisa. Dieser spielende Titel, aus den verworfenen Buchstaben des Wortes Borussia, war im Geschmacke der damaligen Zeit. Simon Dach unterzeichnete sich oft unter seinen Gedichten Chasmindo und Sichamond; Adersbach nannte sich Barchedas und Roberthin, Berintho. Man ahmte hierin den Mitgliedern italienscher Akademien nach; denn die Preußen reisten damals häufig nach Italien, und dieses hatte vielleicht die günstige Folge, daß in diesem Zeitalter Musik und

Poesie vorzüglich empor kamen. Stobäus, Wichmann und Albert componirten die vorzüglichsten lyrischen Gedichte ihrer Zeitgenossen; und dieser Albert sagt in der Zueignungsschrift vor dem sechsten Theile seiner Arien, daß er auch die Musik zu denen im Jahr 1646 in Gegenwart des Churfürsten aufgeführten Comedien gemacht habe. Diese Comedien und ihre Musik sind nicht bis auf uns gekommen, wahrscheinlich aber ists, daß sie auch Nachahmungen der italienischen Oper waren, folglich Preußens Einwohner im angezeigten Jahre schon die erste Oper sahen, die noch überdem den Vorzug hatte, die Arbeit eines preußischen Dichters und Tonkünstlers zu seyn.

Bald aber sank wieder der gute Geschmack, dem man sich kaum in etwas zu nähern angefangen hatte; denn schon im Jahr 1645 erschien nachstehendes, in seiner Art einziges, Produkt für die Schaubühne: „Speculum mundi, wie übel getreue Prediger, (welche die Wahrheit reden) verhalten werden, und wiederum, wie angenehme sie sind bei rechtschaffenen Christen, welche Gottes Wort lieben, und zuletzt, wie sie von den Widersachern bisweilen heftig verfolgt und dennoch oftermals aus ihren Händen wunderlich gerettet werden, durch Bartholomäum Ringewald, Pfarrherrn in Langfeld, anfangs verfertiget, und jetzt von dessen Sohne Christian Ringwald aufs Neue zum Druck befördert; Königsberg, gedruckt durch Johann Reußnern im Jahr 1645. in Versen.“

Beinahe eben so grotesk wurden unsre Schäferspiele. Der Amintha des Tasso und der Pastor Fido des Guarini, hatten das Schäferspiel in Italien allgemein beliebt gemacht, und der Deutsche, der so gerne alles nachahmt, brachte nun auch die Schäfer auf die Bühne; diese Menschen, die ihr Daseyn nur in der Phantasie der Dichter hatten. Unschuld und Reinigkeit der Sitten mußten sie in einem Zeitalter empfehlen, worin jedermann noch für diese Tugenden Sinn hatte; aber die edle Einfalt genügte den damaligen Dichtern nicht, und ihre Schäfer blieben daher nur zum Theil was sie seyn sollten. Sie wurden zur Hälfte den Stutzern des damaligen Zeitalters gleich, und ihre Sprache war ungefähr die eines damaligen fürstlichen Hofjunkers. Sie wurden daher als Epithalamien bei der Hochzeitfeier angesehener Personen vorzüglich beliebt. So ließ schon im Jahr 1649. Georg Neumark, der Rechte Geflissener, und der musikalischen Poeterey Liebhaber, ein Schäferspiel auf die Euphrosine von Schlieben mit dem Achätz von Bork drucken. Es war mit Arien untermischt, wovon zugleich die Musik beigedruckt ist, und hieß: „der hochbetrübte verliebte Hörte Myrtillus, wegen seiner edlen und holdseeligen Schäferin Eufrosillen.“ Die Mode Folianten zu schreiben erzeugte nun auch gigantische Schäferspiele, und so erschien im Jahr 1660. auf zwölf Bogen in Folio ein Schäferspiel, bei der Hochzeit des Kammer=

Herrn Grafen von Dönhoff mit der Fräulein Anna Beata von Goldstein.

Bald aber verschwand auch die Unschuld aus dem Schäferspiele. Schwarz zu Memel, der seine Musa theutonica, einen Band Gedichte mit beigefügter Musik in Quer Folio, drucken ließ, erlaubte es sich schon, die Unflätereien eines Hofmanns Waldau nachzuahmen. Die schwülstige Sprache des Hofmanns Waldau und Lohenstein wurden nun allgemein beliebt. Die Muster der Alten waren kein Gegengift, von den Griechen glaubte man, daß sie noch zurückgeblieben wären, und nur erst der Trauerspielschreiber Seneca den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Dieser wurde folglich das Muster derjenigen, die ihren Geschmack in Betreff der Schaubühne, durch das Studium der Alten zu bilden suchten. Aus Italien konnte der Deutsche nicht mehr Muster der Kunst holen; die Spanier hatten, nachdem sie dort Besitzungen erlangt hatten, ihren sonderbaren Geschmack mit hinüber gebracht. Das hochtrabende und Abentheuerliche in den spanischen Schauspielen schmolz mit dem Possenspiele der Italiener zusammen, und so entstanden bei den Deutschen jene Gattung von Schauspielen, die den Namen Mischspiele erhielten, eine Benennung, die Lessing billigt. Es waren Theaterstücke, die man weder Lust- Trauer- noch Possenspiele nennen konnte, und zu deren Benennung die jetzige Mode den Namen Schauspiele erfand. Die Helden spra-

chen gewöhnlich in einem sehr galanten und äußerst schwülstigen Tone, der damals so beliebt war, daß ein gewisser Lau in Elbing, zur großen Erbauung seines Zeitalters, die Aeneide, wie er sich ausdrückte, mit einer Hof- Staats- und Cavalier-Feder ins Teutsche übersetzte. Es giebt nach Stücke, worin eine ganz eigenthümliche Titulatur herrscht; der Vertraute des Mithridates nennt ihn seinen allerdurchlauchtesten, großmächtigsten König, und Regulus wird Ew. Excellenz genannt; die galanten Herrn und Damen reden mit einander in der dritten Person des Singularis, und so hörte man damals in einem Schäferspiele: „Hör sie o Silvia" — „vernehme er Damöt" und wo man nur etwas aus der Mythologie oder alten Geschichte anbringen konnte, da flickte man es hinein. Dieser schwülstige Ton war zwar der galanten Welt, welche ihren Lohenstein mit Entzücken las, äußerst willkommen, aber der große Haufen verstand nichts davon; man half sich daher und brachte, wo man konnte, den Hanswurst, Skapin und Skaramuz an. Michael Kongahl, Burgermeister zu Königsberg, ein Mann, der noch einigen Geschmack besaß, schrieb im Jahr 1685. die ersten Mischspiele in Preußen: „die vom Tode erweckte Phönicia," „Andromeda" und „die unschuldig beschuldigte *Innocentien* Unschuld."

Bald wurde die Sache weit ärger getrieben; ein Schuldrama im Jahr 1691. in Gegenwart des

Churfürsten auf dem Kneiphöfschen Junkerhofe von den Schülern der Domschule vorgestellt, ist ein rechtes Meisterstück in dieser Art. Der Philosoph Aristipp, Matz Veit, ein Tölpel; Apollo und die Musen; Hanswurst; ein Hochzeitbitter und eine Bauernhochzeit; Megära; die Seelen der Verdammten, alles ist unter einander gemischt. Der verkehrte und wiederbekehrte Prinz Tugendhold, so heißt dies Meisterstück seines Zeitalters, und Tugendhold, die Hauptperson, der, nachdem er auf ganz böse Wege gerathen war, aber durch die Peitsche der Megära und die Seelen der Verdammten bekehrt wird, einen Lorbeerkranz zum Lohn der Bekehrung erhält, endigt dieses Stück, indem er sich nun plötzlich, ohne an die Illusion des Schauspiels zu denken, an Sr. churfürstlichen Durchlauchtigkeit wendet, und solcher diesen Lorbeerkranz anpräsentiret. Es ist würklich auffallend, daß Vorsteher der Schulen, Männer, die doch mit ihrem Terenz bekannt seyn mußten, solche Misgeburten hervorbringen konnten, und es gehörte viel Zeit dazu, ehe dieser verdorbene Geschmack und die Haupt- und Staatsactionen von der deutschen Bühne, und folglich auch von der preußischen, verschwanden. Wer sich aber noch einen Begriff davon machen will, der kann sie auf den herumziehenden Marionetten-Theatern kennen lernen. Im Jahr 1695 ließ Mag. Christoph Gottsched, Conrektor in Löbenicht, ein heroisches Schauspiel, den

Constantinus Magnus, auf den Landhofmeistersaale zu Königsberg aufführen; und im Jahr 1716. besorgte Christoph Heilgendorf, Rector zu Rastenburg, die Aufführung von Esther und Vasthi auf dem Rathhause daselbst. Aber König Friedrich Wilhelm, der alles, was nicht auf der Stelle Nutzen brachte, für nicht zweckmäßig hielt, untersagte durch eine Verordnung vom Jahr 1718. alle Schuldramen in Preußen, auf die man auch in der That oft zu viel Zeit verwandt hatte.

Der Pietismus, der aus Halle nach Preußen übergieng, veranlaßte ein pasquillantes Lustspiel, welches, unter dem Titel: Die Pietisterei im Fischbeinrocke, oder die Doktormäßige Frau, in einem Lustspiele vorgestellt, in ungebundener Rede, zu Rostock im Jahr 1736. gedruckt wurde. Es enthielt manche kleine Züge aus der damaligen skandalösen Chronik Königsbergs, und mancher wackre Mann, der in Verdacht gerieth, Verfasser zu seyn, hatte deshalb Verdruß, bis man endlich aus dem Ehrengedächtniß, welches Gottsched seiner Frau errichtete, diese als Verfasserin kennen lernte.

Jetzt würkte auch ein Mann auf Preußen, der in der ganzen deutschen Litteratur Epoche machte, sich zu einem gelehrten Dictator aufwarf, gehuldigt und vergöttert, und nachher wieder aufs äußerste gemishandelt wurde; der größte Zänker seiner Zeit, der aber bei allen seinen Fehlern auch Verdienste be=

saß. Dies war Johann Christian Gottsched, der erste Deutsche, der wegen seiner dramatischen Verdienste von den Franzosen in dem Jounal des Sçarans und von Riccoboni in den Reflexions historiques critiques sur les differentes Theatres de l'Europe mit großen Lobsprüchen belegt wurde. Seine Schriften sind zu bekannt, und beinahe von zu großer Menge, um hier angeführt werden zu können; also nur etwas von dem, was er auf Preußen würkte. Jeder Preuße, der sich den Wissenschaften widmete, that darauf stolz, daß der große Gottsched sein Landsmann sey, und jedes Wort aus Gottscheds Munde galt hier wie ein Göttterspruch. Die freie und deutsche Gesellschaft, die sich mit seiner Genehmigung bildete, war ganz von ihm abhängig, und ihr Präsident, Professor Flottwell, mußte oft, wie die Acten der Gesellschaft beweisen, sich eine derbe Strafpredigt gefallen lassen, wenn einige der Mitglieder es in ihren Aufsätzen verriethen, daß sie sich auf die Seite der Schweitzer hinneigten, gegen welche Gottsched einen unversöhnlichen Haß hegte. Nach seinem Muster arbeitete für die Bühne Johann Christian Sigismund, der erste Preuße, der ein Schauspieler wurde, und im Jahr 1740 den Wechsel des Glücks ein Schauspiel, zu Königsberg drucken ließ.

Ungleich wichtiger, als dieser Letztere, war Johann Friedrich Lauson, zuerst Schulcollege im Kneiphof, zuletzt Einnehmer am Lizent, der vom

Jahr 1748. bis ins Jahr 1777. für unsre Bühne thätig war, und in dieser Zeit ein und dreißig Vorspiele, ein Trauerspiel, und Uebersetzungen in Versen von der Matrone zu Ephesus, der Männerschule und dem Tartüffe lieferte. Er war ein Mann von vielen Anlagen, aber der durch Gottsched eingeführte herrschende Geschmack legte ihm Fesseln an. Er fiel vorzüglich darauf, Gedichte aus dem Stegreif zu machen, und der Beifall, den er in seinem Zirkel erhielt, war seinen Talenten, wodurch er gewiß mehr vermochte, äußerst nachtheilig. Mit juvenalischer Laune beleidigte er so manchen, und als ein halber Diogenes bekannt, suchten ihn nun seine Gegner von dieser Seite, Pietisten aber wegen seiner Anhänglichkeit fürs Theater, zu verketzern, und machten dem guten Manne viele trübe Tage. Er blieb, bei allen seinen Sonderbarkeiten, jedem, der ihn genau kannte, schätzbar; blieb beständig den Wissenschaften getreu, und war für unser Theater höchst wichtig, durch seinen Rath und sein Urtheil, wonach sich die Direktion und Schauspieler richteten, weil seine Aeußerungen immer sehr bescheiden waren, und derjenige Schauspieler, welcher sie aus Stolz verschmähte, sich dennoch aus Furcht für Lausons bittern Einfällen darnach bequemte.

Von seinen Zeitgenossen beschenkten einige auch unsre Bühne mit ihren frühern Arbeiten. Hierunter der jetzige Geheimerath und Stadtpräsident

Carl Theodor von Hippel, Verfasser des Mannes nach der Uhr, der im Jahr 1760. gedruckt und von Lessing in der hamburgschen Dramaturgie mit Beifall angezeigt wurde. Auch wird er für den Verfasser der ungewöhnlichen Nebenbuhler gehalten, die im Jahr 1768. erschienen. — Christian Jester, Candidat der Rechte, ließ die Wünsche, ein Lustspiel in fünf Aufzügen in Prosa, Königsberg 1765. drucken.

Der nachherige Doctor der Gottesgelahrtheit und Hofprediger Johann Gotthilf Lindner, war im Jahr 1771. als Professor der Dichtkunst, Verfasser des Vorspiels: Herkules auf dem Scheidewege!

Durch die Gewohnheit, feierliche Tage auf unsrer Bühne durch Prologe oder besondre Vorspiele zu feiern, entstanden verschiedne solcher Arbeiten, vorzüglich vom Cammersecretär John. Zwei seiner Vorspiele, die Schauspieler und Robert wurden im Jahr 1781. zu Danzig bei Flörke gedruckt. — Verschiedene junge Schriftsteller lieferten Versuche in diesem Fache, und außerdem wurde in Preußen einige Jahre hindurch für die Bühne äußerst wenig geschrieben. Den Anfang machte wieder der jetzige Obrist von Dierke im Jahr 1775. durch das Trauerspiel Eduard Montrose. — Der Oberforstrath Jester, der schon, da er sich zu Wien als Sekretair bei dem preußischen Gesand-

ten von Rhode befand, das Duell oder das junge Ehepaar im Jahr 1771. drucken ließ, wurde mit einemmal wieder für die Bühne thätig. Freemann und der Dorfprediger von Wakefield, zwei Lustspiele wurden gedruckt, der Philosoph ohne es zu wissen, nach Mardvaux, und die verrätherischen Gemälde, wurden nach den Manuscripten aufgeführt. Vier seiner Operetten: Die Verlobung, Luise und Mariechen mit der Musik von Benda, einem hier sehr beliebten Tonkünstler, dessen Tod allgemein bedauert wurde, und der Wunderigel mit Musik vom Organist Schönbeck, wurden auf unsrer Bühne gegeben — Ludwig von Baczko lieferte im Jahr 1790. das Trauerspiel Lezkau, wozu er den Stof aus der vaterländischen Geschichte entlehnte. Zwei seiner Operetten, die Cantonsrevision mit der Musik vom Sekretair Halter, und die Singschule mit Musik des hiesigen Orchester-Directors, Herr Mühle, sind hier bereits gegeben, und die dritte der von ihm im Jahr 1792. gedruckten Operetten, Rinaldo und Alcina, ist von Fräulein Therese Paradies zu Wien in Musik gesetzt.

Von Carl Steinberg, Mitgliede der hiesigen Schauspielerdirektion, der verschiedene von ihm selbst verfertigte oder umgearbeitete Stücke nach seinem Manuscripte aufführen ließ, wurde im Jahr 1795, die Hand des Rächers, eine Fortse-

tzung der Jäger von Iffland, gedruckt, und von Madame Friderike Bachmann, ebenfalls einem Mitgliede der hiesigen Direction, erschien im nemlichen Jahre, das Lustspiel, Duelliren Copuliren oder die Heirath durch einen Stammbaum. —

Verschiedne gebohrne Preußen, der Freiherr von Trenk, Mathesius zu Leipzig, Secretair Herklotz, gegenwärtig in Berlin, haben auch für das Theater geschrieben. Da dieses aber außerhalb den Grenzen ihres Vaterlandes geschah, so gehört das Verzeichniß ihrer Werke nicht bestimmt zur Geschichte des Preußischen Theaters, und wir können, da sie sich nicht völlig in ihrem Vaterlande gebildet haben, und nicht darin einheimisch blieben, sie uns eben so wenig zueignen, als jene berühmten Schauspieler Opitz, Koch, und Madame Brandes, die zwar in Preußen gebohren wurden, aber nie die Vaterländische Bühne betraten, sondern sich erst im Auslande bildeten. Verschiedentlich traten Dramaturgen unter uns auf, doch wurde dies schwere Geschäft nicht immer so betrieben, daß sich davon eine gute Folge zeigte. Raufseisen, da er noch Gymnasiast zu Danzig war, und der Stadtsekretair Tritt nebst dem Cancellisten Glummert daselbst, und der jetzt in Erfurth befindliche Buchhändler Vollmer, schrieben zu Danzig über die preußische Schaubühne; zu Königsberg aber thaten es Lion Gomperg, und der jetzt in

Siebenbürgen befindliche, damalige Candidat der Medizin Mohr. Ungenannte fällten ihr Urtheil über unsre Schauspielergesellschaft in der Olla Petrida, dem Theater-Journal und den Annalen des Theaters. — Ueber die Streitigkeiten, welche dadurch entstanden und oft in einem sehr harten Tone geführt wurden, wünscht der Genius der Humanität den Vorhang ziehen zu können. —

Dies war nun Geschichte unsrer Theaterschriftsteller, jetzt auch die Geschichte unsrer Schauspielergesellschaften. Daß sie in den frühern Zeiten wohl nicht auf Moralität würkten und sich selbst manche Beleidigung guter Sitten erlaubten, ist bekannt, und daher dann auch ihre Behandlung bei unsern Voreltern. Im Jahr 1553. gab es schon hier in Preußen Leute, die als Comödianten ein bestimmtes Gewerbe trieben, denn in dem Anschlagezettel, einem Patente, wodurch die Abgaben, welche jedermann in Preußen erlegen sollte, bestimmt wurden, setzte die Obrigkeit Charlatane, Quacksalber, Comödianten, Gaukler und alle, die den Leuten etwas aus Fürwitz ums Geld sehen laßen, in eine Classe und belegt sie mit gleicher Abgabe.

Um Leute dieser Art bekümmert sich aber die Theatergeschichte nicht. Die erste Schauspielergesellschaft, welche diesen Namen verdient, erschien im Jahr 1740 und 1741. Ihr Theater

war eine hölzerne Bude, ihr Vorsteher Johann Peter Hilferding, ein Italiener. Er wählte daher das Theater seiner Nation zum Muster und bot alles auf, durch Mannigfaltigkeit das Publikum zu reitzen. Heute erschien Simson, Moses und Nebucadnezar in einem biblischen Stücke, und morgen in einer Haupt- und Staatsaction: Carl der zwölfte nnd die Königin Tomiris auf seiner Bühne. Hanswurst, Scapin und Skaramuz, zeigten sich selbst bei den Scenen aus dem alten Testamente und am Sterbelager seiner Helden. Auch das Lokale benutzte Hilferding. Aus den Lustbarkeiten in der Mostbude, einem Spazierorte bei Königsberg, entstand ein Possenspiel, doch brachte er auch ein Trauerspiel Iphigenia, Molire's Tartüffe und mehrere Uebersetzungen, aus dem Französischen, nebst dem Singspiel Lucretia, welches schon eine Art von ernsthafter Oper war, auf die Bühne. Verschiedene seiner Schauspieler wurden schon allgemein beliebt, wenigstens sind die Namen Ferch, Sigismund und der Madame Ohlin durch das Lob unsrer Großväter bis auf uns gekommen.

Der Beifall, den Hilferding erhalten hatte, reitzte die Schönemannsche Gesellschaft, Königsberg von dem Jahr 1744. bis 1747. zu besuchen, und der altstädtsche Gemeindegarten wurde ihr Schauplatz. Auch die Namen einiger Schauspieler, wie Ekhof, Uhlich, Madame Spiegel-

bergen und Babiers erhielten sich mit Beifall. Der Geschmack litt nun eine wichtige Veränderung; biblische Stücke wurden gar nicht mehr gegeben, aber das Schlaraffenland und ähnliche Possenspiele schaften noch immer ein volles Haus; und die asiatische Banise wurde das Lieblingsstück der empfindsamen Schönen und Stutzer dieses Zeitalters. Der Kenner und der Mann von Geschmack, nahmen indes einen ganz andern Ton an. Gottscheds Cato hatte so viel Aufsehen gemacht, selbst die Schauspielergesellschaft huldigte dem Verfasser, indem sie dieses Stück bei seiner Abwesenheit hier aufführen, und vorher einen Prolog an Gottsched halten ließ; daher fand nun alles was auf Bildung Anspruch machte, nur diejenigen Trauerspiele beifallswürdig, worin berühmte Helden des Alterthums auftraten. Daher wurden Brutus, Cäsar, Mithridates und Essex Lieblingsstücke des Publikums. Die Kriege, welche damals so sehr zu Preußens Ehre geführt wurden, hatten auch einen gewissen heroischen Geist erzeugt, und jeder zollte daher um so williger dem großen Helden und dem Krieger auf der Bühne Beifall. Bei der nemlichen Veranlaßung war aber vielleicht auch Holbergs Bramarbas für so manchen treffend geworden, und das Publikum wurde der öftern Wiederholung dieses Stücks nicht müde.

Madame Ohlin, ein ehemaliges Mitglied der Hilferdingschen Bühne, hatte nun ihre eigene Ge-

Gesellschaft, die in den Jahren 1748. und 1749. zu Königsberg, im altstädtschen Gemeindegarten und auch zu Tilsit ihr Theater aufschlug, und ihre vorzüglichsten Schauspieler hießen: Ackermann und Schubert. Die Gesellschaft führte wieder biblische Stücke ein. Joseph und der verlorne Sohn wurden zur großen Rührung des Publikums und Adam und Eva als Singspiel mit nicht geringem Beifall gegeben.

Das nemliche Glück, welches jetzt die Geisterromane machen, wurde damals den Schauspielen zu Theil, worin Geister ihr Wesen trieben; diese erschienen daher in sehr mannichfaltiger Gestalt. Ein verliebter musikalischer Poltergeist zeigte sich in einem Singspiele, und that denen genug, die selbst von den Einwohnern der andern Welt nur Aeußerungen sanfter Empfindung wünschten; da hingegen Liebhaber von derberer Kost sich am Satan und dem ganzen höllischen Heere erbauen konnten, welches in einer Haupt- und Staatsaction, den Doctor Faust abholte. Es war freilich an dem damaligen Geschmacke nicht viel zu verderben, aber doch brachte diese Gesellschaft das Theater um vieles zurück. Sie erniedrigte sich zu lächerlichen Schmeicheleien und machte dadurch den Schauspieler verächtlich. Die Comödienzettel dieser Gesellschaft sind noch wegen ihrer originellen Absurdität merkwürdig. Es ist nicht blos darauf der Plan des Stücks und jede

Verwandlung der Schaubühne angezeigt, sondern des Hanswurstes, einer sehr wichtigen Hauptperson, wurde darin immer ausführlich gedacht: wie er zur Belohnung seiner böslichen Streiche derb abgeprügelt, aus einem Mörser in die Luft geschossen, und nachher wieder zusammengesetzt werden sollte; ein Comödienzettel schließt mit den Worten: „Wir hoffen um desto gnädigern und geneigtern Zuspruch, da sich Harlequin heute achtmal umkleiden wird." — Auf einem Zettel heißts: „unsre Sängerinnen werden sich bemühen, das Publikum bestens zu divertiren, Harlequin wird sich aber besonders lustig distinguiren." Es wurden Stücke zur Ehre der Studirenden und zur Ehre der Kaufmannschaft aufgeführt, und weil sich einige Personen für beleidigt gehalten, am folgenden Tage deprecirt. Auf einem Comödienzettel ist gar die Anmerkung, daß, weil doch nur für die Menschen die Entree bezahlt würde, das Mitnehmen der Hunde verbethen werde. Doch genug von diesen theatralischen Abentheuerlichkeiten.

Die nachfolgende Gesellschaft des Conrad Ernst Ackermann, in dem Jahr 1753. und 1754. blieb der Öhlinschen gleich, doch erhielt Königsberg schon sein gegenwärtiges Schauspielhaus, welches Ackermann auf eigne Kosten erbaute. Biblische Stücke wurden nicht mehr aufgeführt; verliebte Geister aber konnte man noch unmöglich entbehren; doch wurden aus Achtung für Gottsche-

den seine Uebersetzungen des Oedip, der Alzire und Zaire häufig gegeben.

Im Jahr 1759. bis 1763. war Schuch, der Vater, Direktor der hiesigen Schauspielergesellschaft. Er blieb nur wenig Wochen in Preußen, durchzog nachher einen großen Theil Deutschlands, und gieng sogar bis in die Schweitz. Er spielte selbst die Rollen des Harlequins und kannte sein Publikum vortreflich. Als der Kaufmann in London gegeben wurde, unterließ ers nicht, die Szene mit der Enthauptung der Millevouth und der Aufhenkung Barnvells beizubehalten, und die Theilnahme des Publikums an dieser Galgenscene war so groß, daß viele den drei- und vierfachen Preis des Legegeldes bezahlten, um nur aufs Theater gelassen zu werden, und recht nahe bei der Execution zu stehen.

Schuch wußte es, daß viele Leute die Comödie besuchen, nur um etwas zu sehen, und deshalb unterhielt er auch ein Ballet. Bei seiner Gesellschaft waren einige vorzügliche Schauspieler, die noch zu den ersten Deutschlands gehören. Der noch jetzt zu Hamburg lebende Schauspiel-Direktor Schröder, Brandes, Merschy, den Lessing für den ersten Schauspieler in Bedientenrollen erklärte, Stenzler, an den wir noch mit Wohlgefallen zurückdenken, und Madame Schulz sind zum Beweise hinreichend. Schuch unterließ es

auch nicht zu versuchen: wie viel die besten Stücke seines Zeitalters würken würden. Der Codrus des Freiherrn von Cronegk wurde durch ihn auf die Bühne gebracht; und sein ältester Sohn, der von 1764. bis 1769. der Gesellschaft vorstand, machte uns mit den Schauspielen Schlegels, und mit Lessings Meisterwerken bekannt. Seine Ballette, welche Jaquemain dirigirte, waren die vorzüglichsten, welche Königsberg jemals sah; Döbelin, Barzanti nebst seinem jüngern Bruder Schuch, zeichneten sich unter ihm als Schauspieler aus. Der blaue Montag und andere Possenspiele erhielten sich bei seiner Gesellschaft noch immer, bis sie von Döbelin verbannt wurden.

Dieser übernahm eine Schauspielergesellschaft in Preußen, von dem Jahre 1770. bis 1771. sorgte für gute Decorationen, und that für den guten Geschmack, so viel er nur konnte. Minna von Barnhelm, Richard der Dritte, Eugenie und Ugolino wurden sehr gut vorgestellt; aber in der nämlichen Zeit kam auch zuerst die Operette auf unsre Bühne; die Liebe auf dem Lande, Lottchen am Hofe, Lisuart und Dariolette wurden bald Lieblingsstücke des Publikums, das mit jedem Jahre mehr Geschmack an der Operette fand, und dadurch größtentheils gegen das gute Lust- und Trauerspiel gleichgültig wurde.

Jetzt kam die Gesellschaft der Wittwe Schuch nach Preußen, mit der sich viele Schauspieler der

Döbelinischen Gesellschaft vereinigt hatten. Der Verfasser dieses Aufsatzes, der jeden Schein von Partheilichkeit scheut, nennt weiter keine Namen der beliebtesten Schauspieler, zu denen die Wittwe Schuch selbst gehörte. Sie erhielt das Privilegium auf Westpreußen und Curland, stand der Gesellschaft vom Jahr 1772. bis 1786. vor, und besuchte außer Königsberg und Danzig, auch noch Elbing, Tilsit, Insterburg, Marienwerder, Goldaz, Memel und Gumbinnen; ein Beweis, daß hier in Preußen das Theater immer mehr Liebhaber erhielt. Die Operette wurde immer beliebter; aber die für die deutsche Bühne nach Schakespear umgearbeiteten Trauerspiele, so wie Emilia Galotti, Clavigo, die Jäger, Mündel und mehrere unsrer vorzüglichsten Theaterstücke wurden noch immer bei vollem Hause gegeben.

Madame Bachmann, die ältere und jüngere, und Herr Steinberg, Kinder der Wittwe Schuch, erhielten nach ihrem Tode das Privilegium, und suchten die Wünsche des Publikums nach allen ihren Kräften zu befriedigen. Sie vermehrten das Personale ihrer Gesellschaft außerordentlich, und ihre Decorationen wurden so gut, als sie unser Theater noch nicht gehabt hatte, wozu vorzüglich Professor Janson bei der hiesigen Kunstschule mitwürkte. Die Garderobe wurde ungemein verbessert, aber von einer andern Seite hatte die Gesellschaft mit manchen widrigen Umständen zu käm-

pfen. Die Preise aller Bedürfnisse stiegen, der Handel mit Polen litt durch den Krieg, und dieses würkte nachtheilig auf den Wohlstand der Menge, und hiedurch auch auf die Einnahme der Schauspieldirektion. Dennoch aber stiegen die Wünsche des Publikums; die Arbeiten von Jünger und Iffland wurden höchstens ein paarmal bei vollem Hause gegeben. Bei den vorzüglichsten alten Stücken blieb das Haus leer, und man verlangte nur immer neue Stücke, vorzüglich neue Opern. So lange noch die Opern mit der Musik von Dittersdorf galten, und so oft sie gegeben wurden, eine Menge von Zuschauer herbeilockten, hatte die Direktion dabei keinem besondern Grund zur Klage, aber seitdem nur die Zauberflöte, Don Juan und ähnliche Opern im großen Styl den Zuschauern gnügen, seitdem das Publikum nur für diese Sinn zu haben scheint, und gegen alles was diesen nicht ähnlich ist, gleichgültig wird, scheint für unser Theater sich nicht der glücklichste Zeitpunkt zu nähern; und ob der gute Geschmack, der in Deutschland sich schon so sehr zu zeigen anfing, nicht ganz durch die Oper von der Bühne verdrängt werden möchte, dies ist eine Frage, deren Antwort noch jetzt nicht genau zu bestimmen ist. In Preußen muß man dieses beinahe befürchten, dafern nicht bei uns, die wir alles Gute und Böse aus der Ferne nachahmen, die Sache auch wieder von außen her einen neuen Schwung bekömmt. Ueberhaupt aber ists dem Theater höchst nachtheilig, daß wir nicht hier zu

Königsberg eine stehende Bühne haben. Die hiesige Schauspielergesellschaft bleibt immer von der Laune des Publikums abhängig, und muß diese als Gesetz erkennen. Daher dann auch mancher Misbrauch von jungen Aristarchen aus allerlei Ständen, die sich für Repräsentanten des Publikums halten, und sich zuweilen Urtheile, oder eine Verfahrungsweise erlauben, mit denen der größere und der gebildetste Theil des Publikums gewiß nicht übereinstimmt.

Daher ein gewisser Factionsgeist, um diesen oder jenen Schauspieler zu erheben, oder ihm nachtheilig zu werden, den selbst mancher Schauspieler begünstigt, und der zur Bildung eines solchen gewiß nicht vortheilhaft ist. Der bescheidne Mann, der den geraden Weg geht, wird nicht selten verkannt, oft, weil er sich nicht an die vorgeblichen Dramaturgen anschmiegt, selbst verkleinert, oder wenigstens mit Unrecht getadelt; dahingegen so mancher Schauspieler das Klatschen seiner Freunde für Beifall des Publikums nimmt, und noch andere, denen es blos darum zu thun ist, beklatscht zu werden, wohl gar durch Uebertreibungen und Extemporisiren, wenigstens den Beifall der Gallerie — die doch immer am lautesten klatscht und lacht — zu erhalten streben. Diese Unannehmlichkeiten, mit denen vielleicht auch manche andere Bühne kämpft, können den ächten Geschmack bei einem ganzen Publikum nicht irre leiten und eben so we-

nig das Talent unterdrücken. Wir besitzen verdienstvolle Schauspieler, die so allgemein geliebt und geschätzt werden, daß zu ihrem Lobe nur eine Stimme im ganzen Publiko ist.

Von Privattheatern zeichneten sich einige aus. In den Jahren 1764. und 1765. bestand eine solche Gesellschaft, bei der sich einige junge Männer von Geschmack auszeichneten, und die damals im Hause des Kaufmann Espanhiac ihre Bühne hatte. Das Gräflich-Kaiserlingische Privattheater diente auch zur Aufführung einiger französischen Schauspiele.

Bei den mehresten Jesuitercollegien sind noch kleine Theater, die vormals zur Aufführung der Schuldramen dienten. Diese wurden in lateinischer, im Ermlande seit dem Jahr 1740. in deutscher Sprache aufgeführt. Die Geschichte der Griechen und Römer, oder auch die Legenden der Heiligen, lieferten dazu den Stof, der von den jesuitischen Professoren der Philosophie und Beredsamkeit, größtentheils unter aller Critik, bearbeitet wurde, und mit dem Jesuiterorden hörten zugleich diese Schuldramen auf.

Manche kleine Thatsache kann vielleicht noch zur Ergänzung dieses Aufsatzes angeführt werden; aber er sollte auch nicht trockene Aufzählung jedes Ereignisses, sondern ein Material für denjenigen

werden, der einst, aus denen in verschiedenen Provinzen gesammleten Nachrichten, die Geschichte des deutschen Theaters schreiben will, wenigstens sollte er dem zum Hülfsmittel dienen, der Preußens Litterärgeschichte vollständig bearbeiten, und, durch richtige Thatsachen, das Sinken und Steigen des Geschmacks beurkunden will.

10.
Vom Geheimniß der Huthmacher.

Jedes Handwerk hat seine besondern Kunstgriffe. Erhält der Handwerker vermittelst derselben seinen Zweck, so ist er zufrieden, und Niemand kann es von ihm fordern, daß er alle damit verknüpften Nebenumstände genau prüfe und untersuche. Wenn daher eines dieser Mittel der Gesundheit schädlich ist, so gereicht es nicht dem Handwerker, der es braucht, sondern dem Physiker, Chemiker und Technologen zum Vorwurf, der ihn nicht auf die Schädlichkeit desselben aufmerksam machte.

So bedienen sich die Huthmacher, um die feinen Haare von den Häuten loszumachen, eines Mittels, dessen Schädlichkeit vielleicht deshalb nicht allgemein bekannt wurde, weil man daraus ein

Handwerksgeheimniß macht. Viele bedienen sich dazu bloß des Scheidewassers, welches sie noch auf mancherlei Weise schwächen; andere aber bestreichen die Haare mit Scheidewasser, worin sie Quecksilber aufgelöst haben, und das gewöhnliche Verhältniß ist, zwei Loth Quecksilber in einem Pfunde Scheidewasser aufzulösen. Dieses äußert freilich die verlangte Würkung sehr schnell, aber ein schwächlicher Körper, Gliederschmerz und Lähmungen sind davon die traurigen Folgen.

Die Lehrlinge der Huthmacher zu Paris beschwerten sich hierüber im Jahr 1774; und nach einer genauen Untersuchung fand es sich, daß so viel Haare, als hundert Arbeiter jährlich verbrauchen, zehn Centner Quecksilbersalz enthielten. Jeder Huthmacher weiß, wie durch das Fachen, oder Schlagen der Haare, mit einer scharfgespannten Saite jedes Stäubchen, das sich darin befindet, in Bewegung gesetzt werde, und kann also leicht denken, wie sehr er sein eignes, oder seiner Arbeiter Leben verkürzt, wenn er eins der fürchterlichsten Gifte einathmet. Denn es entsteht durch die Auflösung des Quecksilbers in dem Scheidewasser, eine Art von Sublimat, und was der ätzende Quecksilbersublimat für ein schreckliches Gift sey, kann ein jeder von seinem Hausarzt oder von dem Apotheker erfahren.

Die schädlichen Folgen, die das Quecksilbersalz für die Huthmacher veranlaßt, und wie den

Krankheiten, die daraus entstehen, vorzubeugen ist, lehrte Heinrich Albert Gosse aus Genf, durch eine besondere Schrift, welche bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris den Preis erhielt. Es ist also höchst rathsam, daß die Huthmacher dies bisherige Verfahren vermeiden, und sich des bloßen Scheidewassers, welches die nämlichen Dienste leistet, bedienen. Freilich ist manches Scheidewasser beinahe zu schwach, und die Huthmacher, welche sich in Fabriken ein stärkeres Scheidewasser bestellen, gewinnen im Betreff ihrer Gesundheit und auch selbst an den Kosten, wenigstens hält sie die Ersparung des Quecksilbers für den etwas theurern Preis des Scheidewassers schadlos. In Preußen wurde die Sache durch Erfahrung bestätigt. Die Huthmacher bestellten sich, da ich ihre Aufmerksamkeit über diesen Gegenstand rege gemacht hatte, bei dem Medicinapotheker Schönwaldt zu Elbing, der Scheidewasser brennt, ein schärferes Scheidewasser, als das bisherige war. Es reichte zu ihrem Zwecke völlig hin, und die Scheidewasserbrennerey, erhielt vermehrten Absatz.

Dieses beweist, wie leicht es möglich sey, ähnliche Uebel auszurotten, und es kömmt vielleicht nur auf allgemeine Bekanntmachung dieser Sache an, um den nämlichen Erfolg überall zu bewürken.

II.

Ueber Leseanstalten und Leihbibliotheken.

Anstalten dieser Art haben unstreitig wichtigen Nutzen, seitdem Lectüre einmal Bedürfniß geworden ist. Die Zeit, die das weibliche Geschlecht zur Durchlesung eines guten Romans, Schauspiels oder Dichters verwendet, ist dem Ehemann und Vater gewiß weniger kostbar, als der Besuch solcher Cirkel, worin oft die Zeit getödtet wird, Coquetterie Nahrung findet, und oft heftige Leidenschaften ihrem Ausbruche näher gerückt werden. Das junge Frauenzimmer, welches aus Liebe zur Lectüre weniger ausgeht, wird, wenn sie einst als Gattin und Mutter angenehme Beschäftigung in ihrem Hause findet, sich nicht nach Gesellschaften sehnen, bei denen oft die heiligsten Pflichten vergessen werden; Häuslichkeit, diese bei einem Weibe so äußerst schätzbare Eigenschaft, oft äußerst vernachlässigt und die Casse des Mannes nicht selten erschöpft wird.

Mancher wird vielleicht den Kopf schütteln, daß Gedichte, Schauspiele und Romane, Lectüre des weiblichen Geschlechts werden sollen; aber diese Lectüre wird gewiß unschädlich seyn, wenn ein vernünftiger Vater und Gatte den Geschmack lenkt. Die Gedichte eines Kleist, Hölty, Stolberg, Voß,

Matthisson werden nie jene Leidenschaften erregen, durch die vielleicht manche andere unsrer vorzüglichen Dichter einem jungen unschuldigen, aber auch zugleich lebhaften Mädchen höchst gefährlich werden können; und die Schauspiele eines Lessing und Iffland werden gewiß für ein junges weibliches Herz jene Nachtheile nicht erzeugen, wozu die mehresten Stücke eines Kotzebues die Veranlassung geben können. Und welcher Vater sollte nicht seiner Tochter die Romane eines Hermes, Sintenis, oder einer de la Roche mit Vergnügen in die Hände geben, da selbst Kant in seiner Critik der Urtheilskraft diesen Ausspruch thut: „Durch allgemeine „Vorschriften der Moral und Religion, die man „entweder von Priestern oder Philosophen bekommen, oder auch aus sich selbst genommen haben „mag, wird nie so viel ausgerichtet werden, als „durch ein Beispiel der Tugend und Heiligkeit.

Bei dieser Voraussetzung, daß Vater, Mutter oder ein geprüfter Freund den Geschmack eines jungen Frauenzimmers leiten, wird auch jene Lectüre, die eigentlich blos angenehme Unterhaltung zur Absicht hat, von gutem Erfolge seyn; und in unserm Zeitalter, wo man bei vermehrten Bedürfnissen, überall auf Ersparung [illegible] muß, können jeden Hausvater dafür die Ausgaben durch Leseanstalten erleichtert werden.

Der Offiziant, der in einigen Stunden der Erholung, Journale, Reisebeschreibungen, Werke,

welche die Geschichte des Tages erläutern, zur Unterhaltung lesen, oder, um nicht zurückzubleiben, wenigstens einige der vorzüglichsten Produkte jeder Messe kennen lernen will, wird durch eine gute Leseanstalt für eine sehr geringe Ausgabe befriedigt; und der Gelehrte, dessen Einkommen größtentheils höchst eingeschränkt ist, darf, an einem Orte, wo es gute Leseanstalten giebt, sich beim Bücherankaufe blos auf seine Brodwissenschaft einschränken, und hat es nicht nöthig, sich auf den Ankauf von Büchern aus dem ästhetischen Fache einzulassen, die oft nach wenig Jahren ihren vorher so allgemeinen Beifall verlieren, und mit jedem Jahre noch im Preise steigen.

Dies wären also unstreitig die Vortheile der Leihbibliotheken und Leseanstalten, die aber auch wieder von einer andern Seite schreckliche Nachtheile erzeugen. — Ob Bücherverbote Nutzen stiften, ob ein Schriftsteller dem Staate gefährlich werden könne — dies mögen andre beurtheilen; daß es doch aber Schriften gebe, die den Patriotismus des Bürgers, — der doch bei außerordentlichen Nothfällen, so trefliche Früchte tragen kann, — völlig zerstören, indem sie ihn mit dem Regenten und der Verfassung seines Vaterlandes völlig unzufrieden machen, dieses zeigt die tägliche Erfahrung; und so unrecht es ist, dem Menschen allen Trost zu rauben, indem man ihm schlechte Religionsbegriffe nimmt, ohne ihm bessere an deren Stelle zu geben, eben

so unrecht bleibt es doch auch, wenn Schriftsteller die Bürger eines Staats mit ihrem Regenten, ihren Verhältnissen und Gesetzen unzufrieden machen, weil sie, gesetzt auch daß ihre Angaben nicht ungegründet sind; doch durch die Bekanntmachung dieser Uebel **nichts**, höchstens nur **äußerst wenig** zu verbessern im Stande sind.

Die Werke **gegen die Religion** haben weit größere Uebel zur Folge. So lange der Mensch religiöse Gegenstände für wichtig hält, wird er darüber nachdenken, und nach dem Verhältnisse seiner Fähigkeiten und Kenntnisse seine Begriffe berichtigen; aber bei den flachen Spöttereien, die man sich so häufig über religiöse Gegenstände erlaubt, wird gewiß nichts Gutes bewärkt. Der gröbste Schwachkopf will nicht einfältig scheinen, oder Gegenstand des Spottes seyn, und daher würken die elendesten Schriften am mehresten auf den ungebildeten Haufen, der, sobald an seinem Religionsgebäude etwas eingerissen wird, bald alles von sich wirft, mit dem äußern Cultus zugleich allen Pflichten entsagt, gern auch an Gott zweifeln möchte, um nicht eine Hölle fürchten zu müssen, und doch im Finstern oder bei Durchlesung eines Geisterromans vor Grausen erbebt. Lebhafte Schilderungen wollüstiger Auftritte, besonders wenn sich gute Dichter, oder Männer die Witz besitzen, dazu erniedrigen, reißen nicht blos Jünglinge mit sich fort, sondern äußern beinahe auf jeden lebhaften Menschen, — besonders wenn die

Gelegenheit Kuplerin wird, — die nachtheiligsten Würkungen: und die Ruhe ganzer Familien wurde oft durch die Lesung eines solchen Buchs gestört.

Männer von festen Grundsätzen mögen alle diese Werke immerhin lesen; sie werden bei ihnen nicht allein keinen Schaden anrichten, sondern noch häufig Nutzen stiften. So wird der Mann, der sich mit Gesetzgebung beschäftigt, gewiß aus den heftigsten Schriften gegen den Staat, worin er lebt, noch immer etwas zu lernen, wenigstens Misbräuche zu erfahren, im Stande seyn; und unsre Theologen würden, ohne die Spöttereien eines Voltair's, gewiß noch weit zurückstehen. Daher verdiente blos gegen sittenlose Werke jene Strenge, aber auch mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit, ausgeübt zu werden, mit welcher jeder guteingerichtete Staat ansteckende Seuchen zu entfernen sucht.

Der Verkauf von Büchern gegen den Staat und die Kirche kann wenig Nachtheil erzeugen; die Zahl der Käufer ist gering, weil Bücher dieser Art nur Männer interessiren; diese stehn in Aemtern, oder sind auch durch Eigenthum und bürgerliche Verhältnisse an den Staat gefesselt. Das von ihnen gekaufte Buch kömmt höchstens noch in die Hände ihrer Freunde, und kann folglich nur auf wenige Personen würken. Allein wenn Werke gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten in Leihbibliotheken aufgenommen, und ohne Unterschied

schied an jeden Leser gegeben werden: dann sind auch die Würkungen fürchterlich. Junge Studirende, Kaufleute, Frauenzimmer aus allen Ständen, Handwerker, selbst Domestiken, nehmen jetzt an Leihbibliotheken Antheil. Mit jener Lebhaftigkeit, die der Jugend so eigen ist, ohne zu prüfen, oder auch nur prüfen zu können, würkt hier jeder schädliche Eindruck ohne alles Gegengift, und äußert oft seine Folgen für die ganze Lebenszeit.

Solche Nachtheile also können aus Leihbibliotheken und Leseanstalten entstehen; aber davon liegt die Schuld nicht einzig in den Anstalten selbst. Die Schädlichkeit der giftigen Arzeneimittel ist bekannt; aber sie werden deshalb nicht ganz verworfen, sondern, weil man ihre vortreflichen Heilkräfte auch kennt, wird durch weise Gesetze dem möglichen Uebel vorgebeugt. Traurig ists, daß dieses noch so wenig im Betreff der Leseanstalten geschah, die, unter Aufsicht weiser Gesetze und durch redliche Männer geleitet, den größten Nutzen verbreiten könnten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist selbst seit vierzehn Jahren Vorsteher einer Leihbibliothek, und kann folglich aus eigner Erfahrung sprechen. Er glaubte, daß eine solche Anstalt, zweckmäßig eingerichtet, den größten Nutzen hervorbringen könnte, übereilte sich im Anfange, schafte manches sehr nützliche wissenschaftliche Werk an, und diese Schriften

blieben ungelesen, indes Romane, Schauspiele und Gedichte beinahe von jedem gesucht wurden. Nun faßte er den Entschluß, wenigstens die vorzüglichsten Schriften in diesen Fächern anzuschaffen, hielt deshalb die besten gelehrten Zeitungen, und die allgemeine Litteraturzeitung, die philosophischen Annalen, die Göttingsche, Gothaische, Tübingsche, Nürnberger, Leipziger und mehrere gelehrte Zeitungen leiten jetzt seine Wahl. Weil er aber den Geschmack seiner Leser zu kennen glaubt, durchblättert er jedes Buch vor dem Ankauf, und erhält hiedurch den Vortheil, daß er, bei der Menge von Romanen, die er ankaufen muß, wenigstens solche vermeidet, welche die guten Sitten beleidigen und mit Sprachfehlern angefüllt sind. Unmöglich ists freilich, dies gänzlich zu vermeiden, aber jeder Leser hat das Recht, diejenigen Stellen, welche den Staat, die Religion oder die guten Sitten seiner Meinung nach beleidigen, zu zeichnen, und es bei der Rücksendung des Buchs anzuzeigen; ein Buch, das sich durch seinen unverdächtigen Titel durchschlich, wurde in der Folge als schädlich erkannt, weggesetzt und nicht mehr ausgegeben. Nach und nach gelang es dem Unternehmer, den Geschmack und die Denkungsart seines Publikums kennen zu lernen, welches, weil es sich befriedigt fand, nun viel Zutrauen auf ihn setzte. Daher wurde manches Buch auf seine Empfehlung genommen, und so gelang es ihm nach und nach, auf den Geschmack seiner Leser zu würken. Er konnte daher manche neue

Classe von Büchern einführen, und kauft jetzt, da sein Büchervorrath mit jeder Messe wächst, ohngefähr in folgendem Verhältniße: achtzig Bände Romane, funfzehn Bände Comödien, vier Bände Gedichte, zwanzig Bände Anekdoten, Biographien und Geschichte, dreißig Bände Reisen, Statistik und Politik, zwanzig Bände Philosophie, Physik und Naturgeschichte; zehn Bände satyrischen, moralischen oder vermischten Inhalts, sechs Bände vorzügliche Uebersetzungen der Classiker. Er glaubt das jede Leihbibliothek an einem großen Orte es wenigstens eben so weit bringen, und der Staat, durch weise Gesetze und strenge Aufsicht, jeden Nachtheil bei Leihbibliotheken und Leseanstalten verhindern könne. Er wagt es zu diesem Zweck folgende Gesetze in Vorschlag zu bringen, die ihm wenigstens als Resultate einer vieljährigen Erfahrung einiger Aufmerksamkeit nicht unwerth scheinen.

1. Der Redacteur einer Leihbibliothek hat nicht das Recht, einen Leser abzuweisen; aber er muß es doch zu verhüten suchen, daß die Liebe zur Lectüre nicht die Liebe zum Müßiggange befördere, und Leute die zur Arbeit bestimmten Stunden auf Lesey verwenden. Zweckmäßig ist daher bei Leihbibliotheken ein Einkauf, sey es auch nur von einem Thaler. Der Handwerksgeselle, der Lehrbursche, der Bediente und das Dienstmädchen werden schon Bedenken tragen, so viel auf einmal zu erlegen, und

daher seltner Antheil nehmen; auch müssen die Bücher nie einzeln verliehen, oder für jedes einzelne Buch eine Kleinigkeit entrichtet werden. Manchem wird die Ausgabe eines Groschens wöchentlich nicht schwer, aber einige Groschen, die er im Anfang jedes Monats erlegen muß, werden ihm sauer, und er bleibt zurück. Doch muß der monatliche Beitrag so mäßig seyn, daß kein Leser darüber sich mit Recht beschweren könne, und es ist höchstbillig, wenn der Staat selbst, mit Rücksicht auf die Bücherpreise, diesen monatlichen Beitrag bestimmt. Keine Bücher müssen den Lesern in die Häuser geschickt werden, denn die arbeitende Classe, welche die Zeit, sich selbst die Bücher zu holen, berechnet, und diese Zeit nicht von den Geschäften entbehren kann, wird hiedurch znrückgehalten, der Begüterte aber kann auch auf den Fall, daß er wenig Domestiken hält, einen Menschen erhalten, der ihm für ein Weniges seine Bücher abholt, und so wird die übergroße Leselust selbst begränzt, ohne daß irgend ein Mensch zurückgewiesen, oder wohl gar durch ein Verbot die Lüsternheit rege gemacht werden darf.

2. Der Redacteur einer jeden Leihbibliothek muß als redlicher und einsichtsvoller Mann bekannt seyn, und es müßte daher niemanden, der nicht wenigstens studirt, und öffentliche Zeugnisse seiner Kenntnisse abgelegt hätte, das Recht ertheilt werden, eine Leihbibliothek zu errichten und für die Beschwerden, die mit der Verwaltung einer Leihbiblio-

thek verbunden sind, müßte der Redacteur dadurch gesichert werden, daß in jedem Orte nur nach Verhältniß der Einwohner eine oder mehrere Leihbibliotheken geduldet und nie vermehrt würden. Der Redacteur müßte vereidigt werden, die den Leihbibliotheken vorgeschriebene Gesetze genau zu befolgen; Verletzung dieser Gesetze durch Unvorsichtigkeit müßte mit Geldstrafe belegt, und vorsetzliche grobe Verletzung mit dem Verlust des Privilegiums bestraft werden.

3. Jeder Redacteur müßte verpflichtet werden, die vorzüglichsten gelehrten Zeitungen zu halten, um eine desto bessere Auswahl treffen zu können; ist ein Buch in diesen Zeitungen als gefährlich für bürgerliche Ruhe und Ordnung, oder der Religion und den Sitten nachtheilig angezeigt, so ist der Redacteur, der es ankauft, straffällig; im entgegengesetzten Fall schützt ihn das Schweigen aller gelehrten Zeitungen über diesen Punkt, und ein Buch, welches in keiner gelehrten Zeitung angeführt ist, berechtigt den Redacteur von selbst zu dem Argwohne, daß man entweder wegen seines schlüpfrigen Inhalts keine Aufmerksamkeit erregen wollte, oder daß man es unter aller Critik finde. In einem Staate, worin Bücherverbothe statt finden, versteht es sich von selbst, daß sie durch öffentliche Blätter, oder durch Privatanzeigen dem Redacteur jeder Leihbibliothek bekannt gemacht werden müßten, und jede fernere Austheilung eines solchen Buchs, nach

geschehener Bekanntmachung, ist strafbar. Hat ein Leser dem Redacteur einzelne Stellen eines Buchs als den guten Sitten gefährlich angezeigt, so steht es beim Redacteur, ob er deshalb das Buch unterdrücken, oder ferner gebrauchen will, doch ist er als rechtschaffener Mann und durch seinen Eid verpflichtet, bei fernerer Austheilung behutsam zu Werke zu gehen, und dafern die angezeigten Stellen so beschaffen sind, daß er selbst in Betref derselben bedenklich würde, so kann er darüber das Gutachten der Censur einholen, welches alsdann verpflichtend für ihn ist.

4. An einem Orte, wo sich Akademien befinden, haben die Professoren das Recht, nach Erscheinung des Leipziger Meßverzeichnißes dem Redacteur der Leihbibliothek anzuzeigen, welche Bücher sie zum Vortheil der Studirenden angeschaft zu sehen wünschten; es hängt aber von jedem Redacteur ab, in wiefern er hievon Gebrauch machen will, weil er bei jedem Bücherankauf seine Casse und den Geschmack des Publikums zu Rathe ziehen muß. Auf jeden Fall aber ist der Redacteur verpflichtet, gedruckte Verzeichniße von allen seinen Büchern auszutheilen; und dies Verzeichniß mit den besten neuesten Schriften zu vermehren, wovon aber das Verzeichniß auch nach jeder Meße gedruckt erscheinen muß. Er ist verpflichtet, jedes Bücherverzeichniß der Censur des Orts zu unterwerfen. Diese kann kein Buch aus seinem Verzeich-

niße streichen, welches einem Buchhändler am Orte seines Aufenthalts zu verkaufen erlaubt ist, kann aber dem Redacteur ihre Bedenklichkeiten auch in solchen Fällen, äußern, und der Rath der Censur muß wenigstens so, wie die Warnung eines Lesers betrachtet werden, nemlich den Redacteur zu behutsamer Austheilung bewegen. Alle verbothene Bücher und alles was die guten Sitten beleidigt, wird vom Censor gestrichen, und die Vertheilung solcher Bücher muß, wenn der Redacteur sie auch schon gekauft hätte, dennoch unterbleiben.

5. Es ist eine große Hülfe für arme Studirende, sich durch Lectüre bilden zu können und an einem Orte, wo sich Leihbibliotheken befinden, kann der Akademische Senat gewissen armen Studirenden das Recht zum unentgeldlichen Gebrauch der Bibliotheken ertheilen, doch in dem Verhältniß, daß der Redacteur auf jedes Tausend Bücher, die sein Catalogus enthält, zwei Leser unentgeldlich annehmen muß, und er ist verpflichtet, diesen nützliche Werke, nach seiner besten Ueberzeugung, aber durchaus nicht solche Schriften zu geben, die zum blossen Zeitvertreibe dienen.

Bei diesen wenigen, sehr einfachen Gesetzen, kann jede Leihbibliothek bestehen, und kein Redacteur kann sich mit Recht beschweren, wenn er sonst gehörig geschützt und wenn es ihm noch erlaubt wird, seine Bücher von da wo es ihm gut scheint, zu

nehmen oder zu verschreiben, wenn kein öffentliches Blatt ihm die Aufnahme seiner Anzeigen gegen die bestimmten Gebühren verweigern darf, und da er gegen die, welche ihm schuldig bleiben oder die Bücher behalten, promte Justiz erhält.

Das Publikum wird gegen schädliche Schriften gesichert und die bestmöglichste Auswahl der Bücher wird befördert, der Preis von Sachkundigen bestimmt, und der zuweit getriebenen Lesebegierde entgegengewürkt. Freilich kommt noch immer sehr viel auf den Redacteur an; aber wenn man die Menge der Leihbibliotheken einschränkt, so wird es auch weniger schwer seyn, an jedem großen Orte einen oder ein paar gute und gebildete Männer ausfindig zu machen, die sich willig einem Geschäfte unterziehn werden, welches, wenn es nicht von vielen Personen und jederzeit mit gehöriger Ordnung betrieben wird, mit nicht unbeträchtlichen Vortheilen begleitet ist.

12.

Prahlsacht.

Ein preußisches Landesprodukt.

In den polnischen Gegenden Preußens, bei Angerburg und Lötzen, wo, bei dem geringen Ertrage des Ackers, nur mühsamer Fleis und Häuslichkeit den Landmann vor drückenden Mangel schützen, wird dieser Zeug vorzüglich stark verfertigt. Der Aufzug ist aus grobem ungebleichtem Garne; aus der schlechtesten Heede (Klunkern) wird ein grobes Garn von der Dicke eines mäßigen Bindfadens gesponnen, sehr weiß gebleicht und zum Einschlage gebraucht. Da dieses Garn sich aber nur schwarz und höchstens noch gelb färben läßt, so bedient man sich, wenn andere Farben beim Einschlage erforderlich sind, eines Garns, das aus gekämmelten und mit etwas Wolle vermischten Kuhhaaren gesponnen wird. Der Landmann, vorzüglich in den polnischen Gegenden, färbt es größtentheils mit einheimischen Pflanzen, höchstens bedient er sich zur violetten und rothen Farbe des Färbeholzes. Ein ganzes Stück dieses Zeuges, welches vierzig Ellen enthält, wird, nachdem es Farbe und Dessin dem Käufer annehmlich macht, mit wenigstens zwei,

höchstens drei Thalern bezahlt: ein in der That geringer Preis, der aber doch den Landmann für seine Arbeit hinreichend belohnt, weil die rohen Materialien kaum ein Viertel des Verkaufspreises kosten, und wahrscheinlich, wenn kein Absatz ist, größtentheils als unnütz weggeworfen würden.

Vor ungefähr funfzehn Jahren, da das Handlungshaus Roß und Prätorius zu Elbing blühte, kaufte solches jährlich aus den angezeigten Gegenden ohngefehr achthundert Stücke, und auf meine Anfrage, wohin es verschifft würde, erhielt ich den Bescheid: daß einiges nach Nordschottland abgehe, wo es, wegen des wohlfeilen Preises und der bunten Farbe, Abnehmer finde; auch fange man bereits an, es wegen des wohlfeilen Preises, von Holland aus, als Kleidung für die Sklaven zu versenden. Bekanntlich hörte das angezeigte Haus auf, fernere Geschäfte zu machen, und so weit meine eingezogenen Nachrichten reichen, hat jetzt alle Ausfuhr des Prahlsachts aufgehört. Da aber, nach meinem Erachten, jeder Zweig einländischer Industrie, wenn er gleich gegenwärtig noch unbedeutend ist, Aufmunterung verdient, so habe ich diese, jetzt vielleicht vergeßene Sache, der Aufmerksamkeit patriotischer Kaufleute empfehlen wollen. Es wird, wenn man diese Art der Fabrikation zu vermehren sucht, der ärmsten Gegend Preußens eine Erwerbequelle eröfnet, die in der Folge nicht unwichtig werden könnte, wenn dieser Zeug als Sklavenkleidung allge-

meinen Beifall finden sollte. Für südliche Gegenden würde er sich nicht schicken, aber da wir Preußen jetzt anfangen, einen Directhandel mit Nordamerika zu treiben, so würde dieser Zeug vielleicht dorthin äußerst vortheilhaft versendet werden können, wegen seines so wohlfeilen Preises bei den Landleuten beliebt werden und wegen seiner bunten Farben selbst den Beifall der Wilden erhalten. Die nordamerikanischen Schiffe, welche uns Tobak, Reiß und ähnliche Produkte bringen, müßen, wenn sie nicht Rückfracht nach England und Holland laden, mit Ballast von hier abgehen, würden daher diese Waare gern laden und nicht durch einen zu hohen Frachtpreis vertheuern.

13.

Ueber die Anwendung der Tormentill-Wurzel zur Gerberei.

Die Lederfabrike zu Königsberg wurde durch Engländer angelegt; Ludowici, in der Academie der Kaufleute, rühmt die Würde des darin verfertigten Leders, jetzt aber sind Lederarbeiter nicht mehr so sehr als vormals damit zufrieden. Der Grund liegt nicht allein, wie manche vorgeben, darin, daß wir nicht mehr so häufig als vormals die großen und verhältnißmäßig weit stärkern Häute des podolischen Rindviehs bekommen, seitdem durch Po-

lens letzte Constitution, die Häute als der Staats-casse gehörig betrachtet wurden, besonders aber, weil die Eintreibung des polnischen Schlachtviehes nach Preußen sich sehr verminderte, seitdem die russischen Kriegsheere in der Crimm und der Türkei ihr Schlachtvieh zum Theil von daher zogen, und die polnischen Unruhen selbst dem Ackerbau und der Viehzucht in diesen Provinzen entgegen würkten. Es ist aber die Verminderung des polodischen Schlachtviehs gewiß nicht einzig die Ursache von der schlechten Beschaffenheit unsrer Häute, der Grund liegt zum Theil auch in der Gerberei; denn, es mag immerhin seyn, daß die Häute der wilden brasilischen Ochsen, welche, Tag und Nacht der Witterung ausgesetzt, eine vorzügliche Dicke erlangen, auch mit die Vorzüglichkeit des englischen Leders bewürken, weil bekanntlich, diese Häute größtentheils nach England eingeführt, und dort gegerbt werden, so ist dies doch gewiß nicht der einzige Grund von der Vorzüglichkeit des englischen Leders; denn es sind ja nicht bloße brasilische Häute, die in England gegerbt werden, weil England noch aus andern Ländern rohe Häute einführt, die nebst den Häuten des im Lande gezogenen Schlachtviehs dort bearbeitet und als englisches Leder ausgeführt werden.

Die Engländer besitzen verschiedene Vortheile beim Gerben, womit sie zum Theil sehr geheimnißvoll thun. Der Chemiker Demonhis

erzählt uns in seinem Werke: der Laborant im Großen, wie ein Wasser, welches die Engländer beim Abschwefeln der Steinkohlen gewinnen, vorzüglich zur Gerberei diene; verschiedene Reisebeschreiber durch Sizilien sagen uns, daß eingesalzene Citronen in Menge aus Sizilien nach England gebracht, und dort zur Bereitung des Leders gebraucht werden. Diese letzteren möchten wohl blos bei einigen feinen Lederbereitungen angewandt werden, und das beim Abschwefeln der Steinkohlen gewonnene saure Wasser können wir nun einmal nicht haben; aber ein Extrakt von Rinde, den die Engländer sich in Fässern aus Nordamerika bringen lassen, dieser kann hier eben so gut eingeführt werden, und unsre Nachbaren, die Polen; diese Besitzer großer Waldungen, werden diesen, durch Einkochen aus Baumrinde, gezognen Extrakt, der an Dicke beinahe dem Theer gleicht, uns sehr gerne liefern, wenn wir ihnen nur gewissen Absatz zusichern wollten. Die Engländer verdünnen diesen Extrakt beim Gebrauch, und er ersetzt den Mangel der Eichenrinde, deren sie sich sonst zu ihren Gerbereien einzig bedienten. Gerade diese Eichenrinde, die man in England, ohngeachtet ihres hohen Preises, beinahe einzig gebrauchte, und die vormals auch in Preußen allein zur Lederbereitung angewandt wurde, giebt den Häuten ihre vorzügliche Würde. Ihre zusammenziehende Eigenschaft ist bekannt, und unsre Gerber vermischen sie daher noch gerne mit der Tannen- und Fichtenrinde, de-

ren sie sich jetzt, besonders auf kleinen Städten, am häufigsten bedienen. Die Rinden dieser letztern Bäume sind nicht vermögend die Fasern des Leders so stark zusammen zu ziehen, daß es hiedurch eine hinreichende Dicke erhalten, und der Feuchtigkeit undurchdringlich werde.

Unsere Eichenwälder aber sind zum Theil erschöpft, die Bäume, welche man zum Schifbau nach Königsberg verkauft, werden im Winter gefällt; unbekümmert um die Rinde, welche alsdann, weil der Saft in die Wurzel getreten ist, schwer abgelöst werden kann, führt man den Baum beim Schlittwege hierher, und die Rinde wird entweder von Kindern, welche Spähne sammlen, oder von den Schifszimmerleuten, welchen die Abgänge des Holzes zugestanden worden, zur Feuerung verwandt. Bei einiger Aufmerksamkeit könnte freilich ein besserer Gebrauch gemacht werden, der aber doch aufs Ganze der Gerberei nicht viel würken dürfte, und je mehr die Holzsparkunst gewinnt, um so weniger Rinde werden unsre Gerber selbst von Nadelhölzern haben. Soll daher Preussens Lederbereitung nicht noch tiefer herabsinken, nicht beinahe mit jedem Jahrzehend noch schlechter werden, so müssen wir auf ein Mittel denken, welches den Abgang der Baumrinde ersetzt. Doppelt vortheilhaft würde ein solches Mittel seyn, wenn es schneller als die bisherige Lohe würkte, denn nur der reiche begüterte Gerber kann das Leder Monate

lang in dieser Lohe liegen lassen, der Anfängen, der Gerber, der keinen großen Vorschuß hat, vertreibt seine Kunden, weil er sein Leder zu früh aus der Lohe nimmt; und jeder Lederarbeiter wird Beispiele in Menge anzugeben wissen, daß er Leder kaufte, die im Innern lange nicht so gahr waren, als es ein gutbereitetes Leder seyn soll. Sehnlich wünschte daher der Verfaßer dieses Aufsatzes den Franzosen auf die Spur zu kommen, welche, nach dem Berichte, den der Volksdeputirte Fourcroy, ein großer Kenner der Chemie, am dritten Januar 1795. dem Nationalconvent abstattete, die Erfindung gemacht haben, dem Leder innerhalb acht Tagen eine vollkommene Bereitung zu geben. Seguin veröffentlichte diese Methode, Hofrath Hildebrand prüfte sie, und fand die Angaben nicht bewährt, deshalb glaubte der Verfasser dieses Aufsatzes, daß man einen andern Weg einschlagen müsse, um mit der nehmlichen Schnelligkeit auf die rohen Häute zu würken. Er folgerte, daß dieses nur mit Hülfe sehr zusammenziehender Mittel aus dem Pflanzenreiche geschehen könne, und Buchanans Reise durch die westlichen Hebriden machte seine Muthmaßungen rege. Die eigentlichen Worte dieses Schriftstellers sind folgende:

„Die Schuhe der Schotten sind von Rind- oder Pferdeleder und oft von Seehunds-Fellen gemacht. Sie gerben sie mit Tormentillenwurzel, die an der Seeküste aus Hügeln und unbe-

bautem Lande gegraben wird. Ist diese gehörig gekocht und aufgelöset, so bedarf es keines Kalks und keiner Borke, um die Häute geschmeidig und anzugsfähig zu machen; diese Tromentillwurzel gewährt dem Leder sogar eine Eigenschaft, die Kalk oder Borke nicht hervorzubringen vermögen. Schuhe, die auf solche Weise gegerbt sind, können den ganzen Tag naß gewesen seyn, ohne hart zu werden oder einzuschrumpfen, wenn man sie wieder trocknet. Sie machen keine Gerbergraben, sondern binden die Häute an eine unbesuchte Stelle eines abgelegenen Flusses, mit Stricken einige Tage lang fest, bis das Haar derselben von selbst losgehet, nnd legen sodann statt der Borke, Tormentillwurzel darauf."

Bartholin hat gezeigt, daß diese Wurzel zum Gerben auf den dänischen Inseln gebräuchlich sei; in Deutschland hat Hennike schon damit Versuche gemacht, und bewiesen, daß das damit gegerbte Leder noch weit zarter und weicher werde. Dieses letztere ward dem Verfasser nur aus Succows theoretischer und angewandter Botanik bekannt; aus eigner Erfahrung aber wußte er, daß diese Wurzel in den preußischen Wäldern häufig wild wachse, und aus Succow hatte er ebenfalls erlernt, daß sie auf unangebautem Lande häufig sei. Sie ist in allen nördlichen Ländern, selbst im kalten Lapplande, wo man sie zum Rothfärben gebraucht. Das Clima auf den Hebriden ist schlechter als das unsrige, die

Tor-

Tormentillwurzel gedeiht dort, laut Buchanan, am Meeresstrande in hinreichender Menge zur Gerberei, es läßt sich daher mit Grund folgern, daß sie auch am preußischen Strande in Menge wachsen werde, und ist diese Muthmaßung gegründet, so könnte den zum Theil sehr armen Bewohnern des Strandes und der Nährung eine neue Erwerbsquelle geöfnet werden.

Die Pflanze ist jedem unsrer Apotheker bekannt, und für den, welcher mit Botanik nicht unbekannt ist, folgt hier ihre umständliche Beschreibung: Die Tormentillwurzel, Tormentilla erecta Linnaei, hat nach Lösels flora prussica auch die gemeinen Namen, Rothwurz, Blutwurz, Herzwurz, Feigwurz, Roth Gunzel, roth Heilwurz, Schierwurz, Birkwurz und laut Hagens Apothekerbuch führt sie auch in den Apotheken den Namen Ruhrwurzel. Sie hat kleine dünne aufrechtstehende Stengel; die Blätter haben keine Stiele und sind in fünf von einander stehende Theile gespalten, davon die beiden untern zunächst am Stengel die kleinsten, alle aber keilförmig und oberwärts gezähnt sind. Der Stengel zertheilt sich oben in Aeste, woran die einzelnen, gelben, vierblättrigen, regulären Blumen sitzen. Die Wurzel ist knotig, knollig, sehr faserricht, von aussen rothbraun, inwendig blaßroth, und hat einen sehr zusammenziehenden Geschmack.

Durch das Wochenblatt für den Bürger und Landmann, welches ich herausgebe, wurden Leder-

arbeiter aufgefordert, einige Versuche mit der Tormentillwurzel anzustellen, und mein Wunsch ward erfüllt Herr Leitel zu Wehlau nahm ein Pfund zerstoßene Tormentillwurzel, goß warmes Wasser drüber und legte ein Fahlleder hinein. Nachdem das Leder sechs Stunden darin gelegen hatte, schien es schon ganz gahr zu seyn, zu mehrerer Gewisheit aber blieb es volle vier und zwanzig Stunden in der Brühe. Es war dick aufgelaufen, und besser als andre Leder, welche schon zehn Wochen in der Lohe gelegen hatten, ein wahrscheinlicher Beweis, daß die Erfindung der Franzosen, das Leder in acht Tagen zu bereiten, vielleicht einzig im Gebrauch dieser Wurzel bestehe. Nachdem es gehörig eingeschmiert und getrocknet war, hatte es einen sehr guten Zug, so daß es den englischen Zugschechten hierin nichts nachgab; überdem nahm es auch kein Wasser an, welches doch sonst bei dem mit Lohe gahr gemachten Leder geschieht, und hatte einen angenehmen Geruch.

Den zweiten Versuch machte Herr Leitel mit einem halben Sohlenleder. Bekanntlich kommen diese in drei Lohen; in der ersten liegen sie ohngefähr neun, in der andern dreizehn, in der dritten auch dreizehn Wochen. Dies Sohlenleder legte er in eine Brühe worin er zwei Pfund gestoßene Tormentillwurzel geworfen hatte. Nach vierzehn Tagen war dies Leder besser gahr, als andre, die in drei Lohen gelegen hatten, die Sohlen zogen kein Wasser, und hielten auch länger.

Da die Tormentill in der Gegend von Wehlau nicht zu finden war, so wurde sie aus der Apotheke gekauft, und das Pfund mit schechs und dreissig Groschen bezahlt, da hingegen vierzig Pfund halb Tannen halb Eichenlohe sieben und einen halben Groschen kosteten. Zur andern Hälfte des Sohlenleders, brauchte er vierzig Pfund Lohe. Nach seinem Versuche ist er der Meinung, daß die gerbenden Eigenschaften von einem Pfund Tormentillwurzel, denen von vierzig Pfund Lohe gleich sind, und daß beim Gerben mit Tormentillwurzel Zeit und Arbeit erspart werden.

Der Schuhmachermeister Bramstädt zu Königsberg kaufte das Pfund Tormentillwurzel für einen Gulden, und da hier schon die Lohe etwas theurer ist, und 40 Pfund Lohe wenigstens neun Groschen kosten, so ist schon der Unterschied des Preises geringer als zu Wehlau. Er machte vorzüglich Versuche mit Kalbleder, ließ solche einige Tage lang in der Brühe von Tormentillwurzel liegen, und sie erlangten eine Geschmeidigkeit, die unser gewöhnliches Leder weit übertrift, auch wurden die Fasern von großen Kalbsfellen dergestalt durch die Tormentillbrühe zusammen gezogen, daß hiedurch das Leder ungleich dünner und feiner wurde, als wenn es in der Lohe gegerbt wäre.

Der hiesige Rothgerber Obst stellte Versuche im Kleinen an, wodurch der vorzügliche Nutzen bei

der Gerberei bestätigt wurde. Der hiesige Kirchenvorsteher und Sattlermeister Raabe versichert, nach den von Obst erhaltenen Proben, daß solche an Güte dem englischen Leder völlig gleich kämen, auch die schwarze Farbe leicht und gut annähmen. Dies Letzte ist für den Sattler wichtig, denn es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler unsers preußischen Leders, daß es, bei Kutschen, der Witterung und dem Regen häufig ausgesetzt, die schwarze Farbe verliert und bald roth wird. Dieser Nachtheil des preußischen Leders würde nicht statt finden, wenn es blos mit Eichenrinde gegerbt würde, weil die Säfte dieser Rinde, womit das Leder durchdrungen wäre, sich mit der Eisenschwärze so innig verbinden würde, als es bei der Bereitung unsrer gewöhnlichen Tinte, der Aufguß von Galläpfeln mit dem Eisenvitriole thut und jeder, der den Versuch machen will, einen Aufguß von Eichen- oder Tannen-Rinde mit Eisenvitriol zu verbinden, wird finden, wie wenig der letztere Aufguß zur Hervorbringung der schwarzen Farbe geschickt sei. Die Tormentillwurzel aber leistet hiebei unendlich mehr, und die schwarze Farbe muß aus diesem Grunde bei dem damit gegerbten Leder dauerhafter werden.

Bei dem allen schreckt der hohe Preis der Tormentillwurzel noch immer den Gerber zurück, allein sie wurde zu diesen Versuchen aus den Apotheken erkauft, welche sie doch gewiß von den Einsammlern für ungleich geringere Preise erhielten, und um

wie viel würde der Preis fallen, wenn sie erst im ganzen Lande eingesammlet würde, wo sie in manchen Gegenden wie z. E. am Strande, in den bergigten Gegenden des Oberlandes, und wahrscheinlich auch in den polnischen Gegenden Ostpreußens gewiß häufig ist, indem sie vorzüglich in Wäldern und bergigten Gegenden am besten fortkömmt. Lösel sagt, daß man sie in Preußen an solchen Orten finde, wo viel Moos wächst, und Hagen berichtet, daß sie in Preußen häufig an trocknen Orten gefunden werde. Es kommt daher nur darauf an, den Landmann mit dieser Pflanze bekannt zu machen; ihn zum Einsammlen zu reitzen und den Absatz zu sichern. Man müßte daher die Pflanze mit Wurzel, Blätter und Blüthen, dem Landmanne vorzeigen, sie aber nicht, wenn sie in der Blüthe steht, sondern im Herbste sammeln, wenn der Samen ausgestreut ist, und die Wurzel die mögliche Dicke erlangt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in manchen Gegenden ein Mensch zehn und mehr Pfunde sammeln könnte, und wenn man nun den Preis des Taglohns zu achtzehn Groschen rechnete, so würde der Einsammler auch bei einem wohlfeilen Preise der Wurzel, doch noch immer einen großen Gewinn haben. Es würde nie an Käufern fehlen, weil geschickte Gerber sich dieser Pflanze gewiß sehr gern bedienen würden, denn sie ersparen die Kosten für die Anfuhr der Baumrinde, das Stampfen, das Arbeitslohn, und was mehr als alles dieses ist, die sehr beträchtliche Summe, welche ein jeder

gute Gerber, so lange als das Leder in der Lohe bleibt, ungenützt liegen hat. Er schlägt vielleicht die Zinsen dieses Capitals zu seinem Arbeitslohne; allein würde er nicht die etwas theure Tormentillwurzel bezahlen können, wenn er das rohe Leder, durch sie schnell gahr machen könnte und folglich kein so beträchtliches Capital zu seinem Gewerbe nöthig hätte? Vorzüglich aber würde der Anfänger gewinnen, dem es oft so schwer ist, sich den nothwendigen Vorschuß zum Ankauf des Leders zu verschaffen; und der, um schnell etwas zu lösen, sein Leder, bevor es gahr ist, aus der Lohe nimmt. Dabei leidet das Publikum und der gute Ruf unsrer Fabrikate. Der Reiche kauft nicht bloß englisches Reitzeug, sondern läßt sich selbst zu seinen Kutschen englisches Leder kommen, oder läßt sich wohl gar Stiefeln verschreiben, die mit vierzehn Thaler bezahlt werden, da doch schon sechs Thaler hier im Lande ein außerordentlicher Preis ist.

Die Vorliebe für das Ausländische, wird immer schon der inländischen Fabrikation bei solchen Menschen schaden, deren Eitelkeit einen gewissen Werth darin setzt, Bedürfniße des Luxus für sich aufzutreiben, die nicht jedermann anzuschaffen im Stande ist; aber der Mann, welcher im Bewußtseyn eigner Würde nicht Flitterpracht bedarf, um seinen Werth anschaulich zu machen, der sich nicht durch äußern Glanz Aufmerksamkeit, sondern durch Handlungen Achtung zu erwerben weiß, der, weil

er sein Vaterland und seinen König liebt, den Broderwerb und hiedurch zugleich die Zufriedenheit in jedem Stande zu vermehren wünscht; — dieser edle Mann wird nichts zu klein finden, wodurch er den Erwerb vermehren, den Produkten seines Vaterlandes mehr Vollkommenheit schaffen, und sein Vaterland hiedurch von dem Tribut befreien kann, den der Luxus dem Auslande entrichtet, — und solchen Männern ist diese Abhandlung bestimmt! —

14.

Nikolaus Copernikus.

Achtungswerth bleibt die Kühnheit des Mannes, der schon ein Jahrhundert früher einen Schritt wagte, um dessentwillen ein Galiläi, weil er in den astronomischen Wissenschaften Neuerungen lehrte, die dem abgestumpften Mönchsgeiste seines Zeitalters unbegreiflich waren, verketzert, seiner Freiheit beraubt, und seinen bessern Ueberzeugungen eidlich zu entsagen gezwungen wurde. Hätte folglich Copernikus nichts weiter gethan, als daß er mit jener Seelengröße, die keine Furcht kennt, seinen Ueberzeugungen getreu, eine Bahn zu betreten wagte, wodurch er Wahrheit, sey's auch mit seiner eigenen Gefahr zu verbreiten strebte, so würde er schon die

Achtung der Zeitgenoßen und der Nachkommenschaft verdienen. Wenn aber dieser Mann auch in allen übrigen Verhältnißen des Lebens seiner Pflicht und seinen Ueberzeugungen getreu blieb, überall so viel zu nützen suchte, als es ihm das Maas seiner Kräfte gestattete, so verdient ers um so mehr, daß die dankbare Nachkommenschaft auch jede kleine zerstreute Nachricht von ihm aufsammle und hiedurch der Vergänglichkeit entreiße. *) Zu diesem Zweck und um so viel als möglich zu zeigen, wie der Geist des großen Mannes jenen kühnen Aufflug nahm. Dazu sind diese wenigen Blätter bestimmt.

Nikolaus Copernikus ein Wundarzt aus Krakau, laut andern ein Mann deutscher Abkunft, der ohne die in seinem Zeitalter übliche la-

*) Nachrichten von Copernikus enthalten Gassendi epistola ad Nicolaum Capelaeum in operib. ejus T. V. Fol 499. und ein Auszug daraus im gelehrten Preußen, Tom 3. p. 39. — Melchior Adami in vitis Philos. p. 156. — Paulus Freherus in Theatro vir. erudit. p. 1447.. Buddeus im allg. hist. Lexicon pars I. p. 734. Thom. Pope Blount in censura cel. viror. p. 430. — Magirus in Eponimolog. p. 237. Zernike thornische Chronika p. 81 — Hartknoch altes und neues Preußen p. 370 —171. Braun vom preußischen und polnischen Münzwesen p. 50. Gotscheds Gedächtnißrede auf Nic. Coper. Deutscher Merkur. Novbr. 1776. Bernoullis Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Bd. 3. p. 18. —

teinische Endung sich Copernik nannte, erhielt ums Jahr 1462. das thornische Bürgerrecht, und verheurathete sich mit Barbara, einer Schwester des nachherigen ermländischen Bischofs Lucas Watzelrodt, der auch zuweilen Waisselrodt von Allen genannt wird. Von diesen Eltern wurde Nikolaus Copernikus erzeugt, am 19ten Februar 1473. in einem Eckhause unfern dem altthornischen Thore geboren, und dies Haus wird noch heutiges Tages den Fremden zu Thorn als eine der vorzügligsten Merkwürdigkeiten dieser Stadt gezeigt.

Copernikus wurde von seinen Eltern den Wissenschaften, vorzüglich der Arzeneigelartheit bestimmt, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und bezog nachher die Akademie zu Krakau. Er that dem Willen seines Vaters genug, erlangte die Doctorwürde in der Arzeneigelartheit, diente mit seinem Rathe in der Folge seines Lebens jedem, der zu ihm bei seinen Krankheiten Zuflucht nahm, gab aber diesen Rath, so wie die Arzeneimittel, die er selbst verfertigte, unentgeldlich. Ein so uneigennütziger Mann konnte auch nicht durch äußere Umstände gezwungen werden, auf seine Lieblingsneigungen Verzicht zu thun, als daher Albrecht Brudzevius, Lehrer der Mathematik zu Krakau in ihm durch seine Vorlesungen die Liebe zu den mathematischen Wißenschaften weckte, hieng er diesen sogleich mit ganzer Seele nach.

George Purbach ein geborner Oesterreicher, und Johann Regiomontanus aus Königsberg in der Neumark gebürtig, hatten sich damals als Mathematiker allgemeine Achtung erworben, und sie waren die Muster denen Copernikus nacheiferte. Er gieng, um seine Kenntniße zu erweitern, nach Italien, und wurde zuerst Schüler, bald aber Gehülfe und Freund des Dominikus Maria aus Ferrara gebürtig, der zu Bologna die Mathematik lehrte. Neuheit und Sonderbarkeit, die oft den abentheuerlichsten Meinungen eine Zeitlang Beifall verschaffen, hatten auch auf die sonderbare Hypothese des Dominikus von der Veränderlichkeit der Weltaxe, die allgemeine Aufmerksamkeit rege gemacht; und bei Copernikus, der darüber nachdachte, und die Meinungen seines Lehrers prüfte, erzeugte sich hiedurch der erste Gedanke von der Bewegung der Erde.

Er wurde jetzt selbst Lehrer der Mathematik, indem er Bologna verließ, und sich nach Rom verfügte. Hier beobachtete er im Jahr 1500. eine Mondfinsterniß, und hatte sich hiedurch und durch seinen mit Beifall gegebenen Unterricht, so viel Aufmerksamkeit erworben, daß die im Lateran versammlete Geistlichkeit, ihn, der lange vorher schon nach Preußen zurückgekehrt war, im Jahr 1516. in der Calendersache um sein Gutachten befrug. Er war indes durch seiner Mutter Bruder, den Bischof Lucas, zum Domherrn in Frauenburg ernannt, auch wie einige muthmaßen in seiner Vaterstadt Probst bei

der St. Johannis-Kirche geworden, eine Stelle, deren Vergebung von dem Magistrat zu Thorn abhängt; doch war er nur selten in seiner Vaterstadt, sondern hatte Frauenburg zum Wohnorte gewählt. Den Grundsätzen seiner Kirche eifrig ergeben, beobachtete er seine Amtspflichten mit pünktlicher Genauigkeit. Die wichtige Kirchenveränderung, welche er erlebte, hatte auf seine religiöse Denkungsart keinen Einfluß; aber es giebt auch keine Spur, daß er sich ihr aus Religionshaß entgegensetzte. Ein Mann von seinem Geiste, würde wahrscheinlich auch hier mit den besten Köpfen seines Zeitalters gleichen Schritt gehalten haben, wenn ihn nicht eine Menge anderer Beschäftigungen gefesselt, und alle seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hingeleitet hätten. Seine Amtsverrichtungen, die Menschenfreundliche Hülfe, die er als Arzt den Leidenden erwies, die Bereitung der Azeneimittel, die Verfertigung seiner mathematischen Werkzeuge, Malerei und Perspectiv, die er als Lieblingswissenschaften mit Eifer trieb, und die Anlegungen einiger Wasserleitungen nahmen ihm den größten Theil seiner Zeit hinweg. Zwei dieser Wasserleitungen sind noch bis auf uns gekommen; die eine, wodurch er das Wasser auf die Mühle zu Graudenz leitete, hat sich völlig erhalten; nicht so die andere, welche das Wasser der Passarge auf einen Thurm zu Frauenburg führte. Durch den Fall, welchen das Wasser von diesem Thurme erhielt, wurde es gezwungen einen steilen Berg hinan zu steigen, auf welchen die Wohnungen

der Domherrn liegen, die hiedurch mit Wasser versorgt wurden. Die Länge der Zeit, unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen das Werk des großen Vorgängers, und ein ungeschickter Versuch zu Wiederherstellung der Wasserleitungen haben sie zerstöhrt, nur der Thurm an den Ufern der Passarge, an dem ein dankbarer Nachkömmling eine Inschrift zu Ehren des Copernikus errichten ließ, *) hat sich bis auf unsre Zeit erhalten.

Ein Mann, der so wie Kopernikus, unaufhörlich von seiner Zeit den besten Gebrauch zu machen strebte, mußte sich die Achtung und das Vertrauen der Zeitgenoßen erwerben, daher wurde ihm verschiedentlich von ermländischen Bischöfen, wenn sie aus dem Lande reisten, die Regierung des Bisthums übertragen, und nach dem Tode zweier Bischöfe wurde er bis zur Wiederbesetzung des Bisthums zum General Vicar ernannt. Gerade als er diese Stelle im Jahr 1523 nach dem Tode des Fabian von Losengen, oder vom Merklichen Ronde (Fabianus a Losianis) bekleidete, zeigte sich die Gelegenheit, seinem Bisthume nützlich zu seyn. Die Veranlaßung dazu gab der deutsche Orden, dieser hatte schon immer die steigende Macht der Geistlichen

*) Hic patiuntur aquae sursum properare coactae
Ne careat sitiens Incola Montis ope
Quod natum negat, tribuit Copernicus arte
Unum pro Cunctis Fama loquatur opus.

in seinem Gebiete mit Unwillen ertragen, und besonders mit dem ermländischen Bischofe manche Streitigkeiten gehabt, die in Feindschaft ausarteten, als Carl IV. den ermländischen Bischof zum Reichsfürsten ernannte, und hiedurch dem Einfluß des Ordens beinahe völlig entzog. Die Unruhen der Stände verbanden zwar wieder den Orden und den Bischof, der es immer für zuträglicher hielt, die Macht und die Nachbarschaft eines aristokratischen Ordens zu dulden, als von den empörten Unterthanen seines eignen Landes abhängig zu werden; aber dieser Grund zur Eintracht war verschwunden, seitdem sich der Bischof nebst einem großen Theil Preußens der polnischen Oberherrschaft unterworfen hatte. Der Orden suchte seine so sehr verminderte Grenzen wieder in etwas zu erweitern, hatte verschiedene Besitzungen des ermländischen Bisthums wieder an sich gebracht, wünschte diese zu behalten, und viele polnische Großen hatten nichts dagegen, den Orden durch Besitzungen eines Bisthums und eines Capitels zu beruhigen, die ihre Rechte gegen Polen so lebhaft vertheidigten und sich der Einschränkung einer freien Bischofswahl oft muthig entgegensetzten. So stand die Sache als Copernikus, durch seine Arbeiten gewöhnt, bei keinem Hinderniß zu erschrecken, auch hier den Entschluß faßte, seinem Stifte die verlornen Besitzungen wieder zu verschaffen. Ohne Furcht bei dem Widerspruch der Großen, ohne auf ihren Unwillen Rücksicht zu nehmen, behauptete er die Rechte seines Stifts und

erwarb sich einen Befehl des König von Polen, der den deutschen Orden zur Abtretung der streitigen Besitzungen verpflichtete.

Auf gleiche Art setzte er sich über mancherlei Rücksichten hinweg, da eine für Preußen und Polen äußerst wichtige Sache auf einem Landtage zur Sprache kam, bei dem er als Abgeordneter seines Bischofs zugegen war. Der Silbergehalt der Münzen war in Litthauen, Polen und Preußen von einander verschieden, und die Bedürfniße des Ordens, durch Krieg und vermindertes Einkommen erzeugt, hatten diese Verschiedenheit vermehrt, weil der Orden in dieser Noth das verzweifelte Mittel ergrif, den Silbergehalt der Münzen zu verringern, und dieses war nach mancherlei Verhältnißen geschehen. Dies hatte Mißtrauen vorzüglich bei den Geschäften des Handels zur Folge, und die alten guten Münzen verschwanden völlig aus dem Lande, da die Portugiesen, die nach Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung den Spezerei- und Gewürzhandel ausschließend besaßen, nur reines Silber in Stangen als Bezahlung annehmen wollten. Schon aus diesem Grunde wurden die guten Münzen eingeschmolzen, und mancher Habsüchtige suchte noch besonders zu gewinnen, indem er gute Münzen für geringhaltigere einwechselte, die erstern einschmolz und das Silber verkaufte. Copernikus that den Vorschlag: den Gehalt aller Münzen genau zu bestimmen, und hiedurch dem Uebel Einhalt zu thun.

Er verfertigte deshalb Tabellen, die von dem polnischen Reichsrathe so günstig aufgenommen wurden, daß man sie bei den Acten des Reichstages aufbehielt. Aber in Preußen fanden sie keine gleich günstige Aufnahme, weil Copernikus, der nur das allgemeine Ganze vor Augen hatte, von dem kleinlichen Patriotismus: seine Vaterstadt, und mit ihr zugleich die übrigen großen Städte Preußens zu begünstigen, weit entfernt war. Ein Mann, der sich auf diese Art gewöhnt hatte, seinen geraden Weg fort zu gehen, keine Arbeit zu scheuen, und sich über Bedenklichkeiten und Rücksichten hinwegzusetzen erlernt hatte; — ein solcher Mann konnte auch, bei aller Anhänglichkeit, die er für die Grundsätze seiner Kirche hegte, sich dennoch seine ganze Lebenszeit hindurch mit einer Sache beschäftigen, die in den Augen vieler abergläubischen Zeitgenoßen, für Ketzerei galt, und ihn dereinst veröffentlicht, mancher Gefahr aussetzen konnte. Er blieb neimlich der Mathematik, vorzüglich der Astronomie, von Jugend an getreu. Ein Zimmer im obern Stockwerke seiner Wohnung zu Frauenburg, welches man noch heutiges Tages zeigt, und der Thurm der Domkirche, dienten ihm zur Anstellung seiner astronomischen Beobachtungen. Er fühlte hiebei unaufhörlich die Schwierigkeiten des Ptolomäischen Systems, welches damals allgemein angenommen wurde; denn Plato und Aristoteles, dessen Werke damals beinahe eben soviel, als Bibel und Kirchenväter galten, hatten es bestätigt; sich davon ent-

fernen war Verstoß gegen die Meinung des Zeitalters, eine Bewegung der Erde lehren, Verstoß gegen jene Schriftstelle, worin Josua der Sonne und dem Monde stille zu stehen gebeut; — folglich eine Ketzerei, welche Galilâi, noch ein Jahrhundert später, theuer genug büßen mußte. Jeder gelehrte Astronom oder Mathematiker war bereit, denjenigen als Herabwürdiger aller astronomischen Kenntniße und als unbesonnenen Neurungssüchtigen anzugreifen, der es wagen könnte mit einer Meinung aufzutreten, welche die allgemeine Stimme der Gelehrten und der noch weit mehr geltende Ausspruch der Kirche verdammt hatte. Der junge, heftige, leidenschaftliche Mann setzt sich freilich über so etwas hinweg, und reißt, voll Selbstvertrauen, geschmeichelt durch die Hofnung des Nachruhms und die Größe der That, oft ein Gebäude nieder, das noch der Ausbeßerung fähig wäre, weil es ihm leicht scheinet, ein neues Gebäude zu errichten, wozu, wenn es würklich zur That kömmt, die Kraft so manchem gebricht. Nicht so der wahrhaft große Mann, mit gereifter Urtheils-Kraft, — er schätzt die Achtung der Zeitgenoßen und der Nachwelt, die er immer zu verlieren fürchtet, trotzt nicht auf seine Kräfte, die er nur zum äußersten Nothfalle aufspart, bessert an dem morschen Gebäude so lange er vermag, und ist, wenn er den Einsturz unvermeidlich findet, durch die Kenntniß, die er sich von den Mängeln des alten mühsam erwarb, sogleich ein besseres zu errichten im stande. So auch

Co-

Copernikus. Die krystallenen Sphären und alle jene Sonderbarkeiten, von den Astronomen des Zeitalters angenommen, konnten ihm nicht anders als misfallen; er strebte aber dennoch nur das Mangelhafte des Systems zu entfernen, und nahm deshalb auch zu den Alten, bei denen man damals nur Weisheit suchte, seine Zuflucht.

Er fand, daß schon die alten Egypter, den Lauf des Merkurs und der Venus um die Sonne, gelehrt hatten, und Apollonius von Pergen hatte dies auch auf den Mars, Jupiter und Saturn ausgedehnt. Pythagoras, bekanntlich in der Schule der Egypter gebildet, hatte schon, wie es nachher seine Schüler Nicetas und Heraclides bekannt machten, den Grundsatz angenommen, daß sich die Erde um ihre eigne Axe bewege, und noch weiter giengen Aristarchus und Philolaus, da sie lehrten, daß sich nicht nur die Erde um ihre Axe drehe, sondern auch in zwölf Monaten ihren Lauf um die Sonne vollende.

Dies waren die Materialien, die er zur Errichtung des neuen Systems vorfand, und dies System war vielleicht anfänglich nur kühner Gedanke einer lebhaften Einbildungskraft, wahrscheinlich nur Fiktion, die erst durch kaltes Nachdenken und aufgefundene Beweise, deutlich und bestimmt auseinandergesetzt, und bis zur mathematischen Gewißheit gebracht wurde. Die eigenthümlichen Ideen

in diesem System sind: daß sich die Sonne im Mittelpunkt des Weltgebäudes befinde, um die Merkur seinen Lauf in einem kleinen Kreise innerhalb drei Monaten, und Venus in einem größern Cirkel in acht Monaten vollende; die Erde gehe in zwölf Monaten um die Sonne, und innerhalb vier und zwanzig Stunden drehe sie sich um ihre eigne Axe, wodurch Tag und Nacht entstehe. Der Mond sei Trabant der Erde und umlaufe sie jährdreizehn mal. Mars brauche zum Umlauf um die Sonne, zwei, Jupiter beinahe zwölf, und Saturn beinahe dreißig Jahre, und diesen Hypothesen fügte Copernikus die Beweise hinzu. Dies neue System war schon von ihm in Jahr 1530. vollendet, aber noch nicht veröffentlicht, und schon hatte der Ruf die Nachricht davon bis zum Bischof von Capua, dem Cardinal Nicolaus Schönberg, verbreitet, der ihn im Jahr 1534. durch ein Schreiben, welches der Denkungsart des Verfaßers Ehre macht, zur Veröffentlichung einlud. Mehrere handelten auf die nemliche Weise und hier in Preußen war Tindemann Giese, Bischof von Culm, ein Mann, der sich selbst die lateinische Sprache bis zur Vollkommenheit des Erasmus eigen gemacht hatte, Freund und Beförderer des Kopernikus. Dennoch zögerte der bescheidne Mann, öffentlich mit seinem Werke aufzutreten, bis Rhetikus, Lehrer der Matehmatik zu Wittenberg von einer edlen Wißbegierde getrieben, seine Stelle niederlegte, und sich im Jahr 1539. zu ihm nach Frau-

enburg begab. Diesem übergab er zuerst sein Buch von den Winkeln und im folgenden Jahre, das ganze Werk, welches unter dem Titel: Nicolai Copernici de revolutionibus orbium coelestium Libri VI. zu Marienburg im Jahr 1543. auf Kosten des Cardinal Schönberg gedruckt wurde. Copernikus hatte dies Werk dem Pabste Paul dem Dritten zugeeignet, und sagt in der Zueignungsschrift, mit edler Freimüthigkeit: die Unwißenheit der Astronomen habe ihn zu Verfertigung dieses Werkes angereitzt, mit dessen Hülfe die verwirrte Calendersache leicht zu entwickeln wäre. Er erbittet sich zum Voraus den Schutz des Pabstes, weil er glaube, daß seine Meinung den Grundsätzen der Kirche eben so wenig widerspreche, als die allgemein angenommene Meinung, daß die Erde rund sei, welche doch dem Urtheile des Kirchenvaters Laktantius, offenbar zuwider wäre.

Dies sein Werk sah Copernikus nur gedruckt, ohne es zu lesen, weil es nur wenig Stunden vor seinem Tode, der am 22ten May 1543. erfolgte, zu Frauenburg ankam.

Daß er hier beerdigt worden, ist sehr wahrscheinlich, weil jeder Domherr vor dem Altare, bei welchem er gewöhnlich Messe hält, auch beerdigt wird, ohne daß er ein besondres Denkmal erhält. Bloß die Achtung, die man für den Copernikus hegte, veranlaßte den ermländischen Bischof Cromerus, dem

noch wohl die eigentliche Grabstätte bekannt seyn mußte, ihm sechs und dreißig Jahre nach seinem Tode einen Denkstein mit folgender Inschrift zu setzen. D. O. M. R. D. Nicolai Copernico Torunensi, artium et Medicinae Doctori, Canonico Varmiensi, praestanti astrologo, et ejus disciplinae instauratori Martinus Cromerus Episcopus Varmiensis honoris et ad posteritatem memoriae Causa posuit M. D. L. XXXI. Da dieser Stein, bei einer Ausbesserung der Kirche, weggenommen werden mußte, so wird er noch heutiges Tages im Versammlungszimmer des Capitels aufbewahrt? Und hätte der jetzige Fürst Primas zu Gnesen, Krasicki, länger die Einkünfte behalten, welche er als Bischof von Ermeland unter polnischer Oberherrschaft besaß, so würde er ihm wahrscheinlich in der Domkirche ein Denkmal errichtet haben, worüber er, mündlichen Nachrichten zu folge, bereits mit einem auswärtigen Künstler in Unterhandlung stand.

Andere glauben: Copernikus sei in der St. Johannis Kirche zu Thorn, bei welcher er als Probst stand, beerdigt worden, weil er bei seinen Verwandten eine Grabstätte gewünscht habe. Diese erzählen uns, Copernikus habe zufällig bei den Ueberresten eines Königs sein Grab gefunden; denn der polnische König, Johann Albert, wurde zu Thorn vom Schlage gerührt, einbalsamirt, und sein Eingeweide neben einem Pfeiler, in der St. Johanniskirche begraben, an dem das Bildniß die-

ses Königs mit einer einfachen Inschrift befestigt ist; unter diesem steht das Bildniß des Copernikus in seiner Domherrn-Kleidung vor einem Crucifix betend; hinter ihm steht eine Weltkugel nebst einem Zirkel, und unter dem Bilde diese Inschrift:

Non parem Pauli gratiam requiro
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni Sedulus oro,

und unter einer Leiste:

Nicolai Copernico Thoruniensi absolutae subtilitatis
Mathematico, ne tanti Viri apud exteros celeber.
in sua
Patria periret memoria hoc monumentum positum.
Mort.
Varmiae in suo Canonicatu Anno 1543. die 4* aeta-
tis LXXIII.

Dieses Gemälde wurde im Jahr 1733. von dem polnischen Postmeister in Thorn Rubinkowski erneuert, und in Hartknochs altem und neuem Preußen ist es in Kupfer gestochen.

Daß die Grabstätte des Copernikus streitig bleibt ist wohl um so verzeihlicher, da selbst im achtzehnten Jahrhundert nur noch ein ehrlicher Jude zu Berlin die Grabstätte eines Leibnitz anzugeben wußte; denn es scheint in Deutschland das Schicksal großer Männer zu seyn, daß ihre Verdienste und ihr Andenken — oft von Zeitgenossen gering geachtet

— erst durch die dankbare Nachkommenschaft bewundert und erhalten werden, und so bekam Helvetius zu Danzig auch erst in unsern Tagen sein Denkmal. Vielleicht war kleinlicher Neid, oder das geräuschlose Leben des Mannes, der seinen eignen Werth fühlte, der Grund von der Gleichgültigkeit der Zeitgenoßen — auch Copernikus wurde verkannt. Tycho de Brahe, der das Gemälde besaß, welches Copernikus mit eigner Hand von sich verfertigt hatte, der die mathematischen Werkzeuge des Copernikus mit Begeisterung empfieng, und einen seiner Schüler nach Frauenburg sandte, um die mathematische Lage dieses Orts genau zu bestimmen, dieser Tycho entwarf schon ein neues Weltsystem, und ein Jahrhundert nach dem Tode des Copernikus suchte Boulieu den Namen des Philolaus hervor, um dem System des Copernikus in Frankreich Eingang zu verschaffen, weil, nach der damaligen Denkungsart dieses Landes, der Name des unbekannten nordischen Weisen hiezu nicht hinreichte.

In unsen Tagen erbot sich Fürst Jablonowski dem Copernikus ein Denkmal auf dem Markte seiner Vaterstadt zu errichten. Dankbar wurde dies Anerbieten vom Rathe zu Thorn angenommen; als aber ein Brustbild, wobei auf die Aehnlichkeit keine Rücksicht genommen war, und ein geschmackloses Fußgestell, aus gewöhnlichem Krakauer Stein, mit einer Inschrift, die beinahe eben so viel vom

Fürsten Jablonowski, dem Errichter, als dem Copernikus sagte, zu Thorn im Jahr 1766. ankam, da schämte sich der Rath zu Thorn, zu Errichtung eines so kleinlichen Denkmals mitzuwürken, und ließ es, weil er Sinn für die Größe seines Landsmanns hatte, sorgfältig verbergen. — Allein es bedarf ja auch der große Geist keines Denkmals, er lebt in seinen Werken und trotzt mit ihnen der Vergänglichkeit. Vielleicht aber ist so manches von Copernikus vergessen, manche seiner Briefe an auswärtige Gelehrte sind vielleicht auf Bibliotheken zerstreut, und manche seiner Schriften, die der Welt geschenkt zu werden verdienten, liegen ungenützt. Bei verschiednen herrschte die Meinung, daß dies selbst zu Frauenburg möglich seyn könne, allein es stimmen alle eingezogene Nachrichten darin überein, daß die nachgelaßenen Schriften des Copernikus, zugleich mit der Bibliothek der Jesuiten aus Braunsberg, von Carl XI. nach Schweden gesandt worden; und ob sie hier vernachläßigt, ob sie noch gegenwärtig erhalten sind, ist unentschieden. —

15.

Vorschläge zur Beförderung der Preußischen Schiffahrt.

Das Lesen vieler Reisebeschreibungen, hat mir von Jugend auf eine große Liebe für Seewesen und Schiffahrt beigebracht und deshalb suchte ich zur Zeit, da ich noch Augen hatte, so viele Kenntniße davon zu bekommen, als möglich war; und so wie man noch an einer Sache Theil nimmt, wofür man einmal Vorliebe hegte, habe ich die Klagen über den Verfall der preußischen Schiffahrt oft mit Theilnehmung angehört, sie mit Kälte geprüft, und hier mein Urtheil darüber und meine Vorschläge, die ich wenigstens als den Rath und das Gutachten eines unbefangenen und dabei theilnehmenden Mannes, von denen welche Rhederei treiben, betrachtet zu sehn wünsche.

Ein jedes Land, dessen Küsten am Meere liegen und welches häufig Fischerei treibt, hat hiedurch eine Pflanzschschule von Seeleuten: dies ist

hier in Preußen der Fall. Wir haben freilich keine Wälder, die denen in Norwegen, Schweden, oder denen im Innersten Rußlands gleichen, aber dennoch Holz genug zum Schifsbau, und daß Fehlende, so wie Theer, Pech und Hanf, liefert das benachbarte Polen. Die Holländer und Engländer kaufen diese Artikel zum Theil von uns, sie sind folglich bei ihnen im höhern Preise, und dennoch ist, besonders in Holland, der Handel mit neuerbauten Schiffen, ein nicht unbeträchtlicher Erwerb. Dieser wird hier zu Königsberg wenig genutzt, und unsere Schiffahrt, die oft während den Kriegen der Seemächte, da Preußens Flagge als neutral respectirt wurde, beträchtlich stieg, sinkt, den allgemeinen Klagen zufolge, noch jährlich tiefer herab.

Der Staat begünstigt die Schiffahrt: die Matrosen sind vom Soldatenstande befreit, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß bittende Vorstellungen, besonders wenn sie zur rechten Zeit, beim Abschluß eines Traktats oder Friedens eingegeben würden, vielleicht die Schiffahrt noch mehr unterstützen und den Staat dahin bewegen würden, den Seefahrenden Nationen in preußischen Hafen, nur diejenigen Vortheile zuzugestehen, welche sie den Preußischen Schiffen in ihren Hafen einräumen. Würden hingegen solche Nationen, welche Preußische Schiffe von der Einfuhr gewißer Artikel in ihrem Lande ausschließen, oder von ihnen höhere Abgaben, als von ihren Unterthanen fordern, mit den nehmlichen

Nachtheilen belegt, so dürften sie ohne Zweifel dahin bewegt werden, diese Einschränkungen der preußischen Schiffahrt aufzuheben.

Dies ist Sorge des Staats, von deßen landesväterlichen Gesinnung wir überzeugt sind, und Hauptsache bleibts folglich, zuförderst so viel zu thun, als an uns selbst liegt. In Holland ist Rhederei oder Schifeigenthum kein besondres Gewerbe; ein Handlungshaus betrachtet es als Nebensache, einige Schiffe in der See zu halten, und ist zufrieden, wenn das Capital, welches ihm das Schif kostet reichliche Zinsen trägt. Wir hingegen machen Rhederei oft zu einer einzigen Handthierung, von der zuweilen eine Familie einzig leben will, dies ist nicht so leicht möglich, und daher sind die Klagen mancher Rheder zum Theil ungerecht. Ueberdem ist die Ostsee wegen der vielen Inseln gefährlicher für die Schiffe, als das große Weltmeer, und man nimmt im Durchschnitt an, daß von sechs und zwanzig Schiffen eins in der Ostsee verunglückt. Daher ist der preußische Rheder größerer Gefahr ausgesetzt, mehrerem Havereischaden unterworfen, und wenn sein Schif nicht assurirt ist, so läuft er eine sehr große Gefahr. Läßt er hingegen sein Schif assuriren, so ist die Prämie, welche die Assuradeurs gewöhnlich fordern ungeheuer hoch. Die Prime oder Prämie, welche man zu Amsterdam nimmt, ist gewöhnlich die Richtschnur der Assuradeurs zu Hamburg und Lübeck. Aus Neugier samm-

lete ich im Jahr 1791. posttäglich die Amsterdammer Assuranz-Prämien für Schiffe in der Ostsee; sie waren am ersten Julius am niedrigsten und nach Verhältniß der Schiffe und Güter 2⅔ bis 1¼ p. C. am 28ten Oktober nach Verschiedenheit der Waaren und Schiffe 7 bis 15 p. C.

Diese hohe Assuranz ist ein Haupthinderniß preußischer Schiffahrt, und ich habe es in einem englischen Journal mit Verwunderung gelesen, daß ein Schif von London nach Madras, oft nicht mehr Assuranz giebt, als ein Schif von London nach Petersburg. Diesem Uebel aber müßten unsre Rheder entgegenarbeiten. Offenbar ist ein gewißer Vortheil dabei, wenn ein Schif auf Schifspart erbaut wird, *dies ist: wenn verschiedne Personen*, die zu dem Bau eines Schiffs erforderliche Summe in gleichen Theilen zusammenlegen, diese Theile als Actien und den Gewinn, welchen sie davon ziehen, als Dividende der Actien betrachten. Es wäre zu wünschen, daß diese Schifsparte in kleine Portionen getheilt würden; und wenn zum Beispiel sechs und zwanzig Actionairs sechs und zwanzig Schiffe, und in jedem gleichen Schifspart hätten und nach der angenommenen Berechnung jährlich von diesen Schiffen eins in der Ostsee verlohren, so könnten sie unassurirt fahren und würden in der Regel nicht mehr als 4 p. C. verlieren. Wenn sie nun noch die Assuranz auf alle diejenigen Waaren zeichneten, womit diese Schiffe befrachtet würden, so würden

sie nach eben dieser angenommenen Berechnung 4 p. C. jährlich von der assurirten Summe zahlen müßen. Ueberhaupt aber zahlen wir, wenn wir oft die sehr geringe Prämie von 1. p. C. und etwas drüber entrichten, wenn wir jeden Posttag so lange die See offen ist, eine gleiche Summe in Holland assuriren laßen, im Durchschnitt 6 p. C. Es sind folglich, wenn alle unsre Schiffe in der Ostsee, dem gefährlichsten Gewässer, fahren, und der angenommenen Regel zur Folge von sechs und zwanzig Schiffen eines verunglückt, dennoch bei der Assuranz offenbar 2. p. C. zu verdienen, und der Gewinn wird noch größer, da unsre Schiffe nicht alle bloß in der Ostsee gehen, die Gefahren in der Nordsee, so bald sie nur durchs Cattegat sind, ungleich geringer werden, und auch glückliche Zeitpunkte eintreten können, worin vielleicht von hundert Schiffen nicht eins verunglückt.

Wenn sich folglich sämmtliche Rheder entschließen wollten, sich in eine Art von Compagnie zu verbinden, und wenn sie, so wie es in den Feuerkassen geschieht, wo sich die Eigenthümer der Häuser unter einander ihre Häuser vor Feuerschaden garantiren, — ihre Schiffe unter einander assuriren wollten, so würde ihr Vortheil offenbar seyn. Sie dürften dem Ausländer keine Prämie für den Carkaß ihres Schifs bezahlen, und hätten sie doch für eine weit geringere Prämie, wovon ihnen der Vortheil

theil selbst zufiele, assurirt; wenn diese Compagnie noch ferner auf alle Waaren zeichnete, welche sie an Bord ihrer Schiffe nimmt, so würde der hiesige Kaufmann, der hiedurch Correspondenz und Spesen ersparte, ihnen mit Vergnügen dieselbe Prämie geben, die er in Amsterdam, Hamburg, Lübeck und Bremen entrichtet, und der Gewinn von wenigstens 2. p. C. wäre gewiß. Das würde den Erwerb unsrer Rheder vermehren, sie erhielten, was den mehresten fehlt, neben der Rhederei noch ein andres Gewerbe, nemlich das Geschäft des Assuradeurs, sie würden in einem Zeitpunkt, worin der Handel läge oder schwach gienge, nicht sogleich ganz sinken, und nicht, wie es jetzt manchem geschiehet, der unassurirt fährt, durch Schiffbruch ein ganzes Capital verlieren.

Der Schifbau selbst könnte grösseres Leben gewinnen, wenn wir uns beim Bau unsrer Schiffe, jederzeit nach dem Geschmack derjenigen Nation richten wollten, bei der wir Absatz von neuen Schiffen zu erhalten suchen. Ich glaube, daß wir ganze Schiffe in Spanien mit großem Vortheil verkaufen könnten; ja es frägt sich, ob Fregatten, nicht selbst in der Türkei, mit großem Vortheil abgesetzt werden könnten. Wir müßen uns freilich durch Päße vor den afrikanischen Seeräubern sichern und das Schif selbst mit einer im Lande willkommenen Ladung befrachten, alles dort verkaufen,

die Equipage in neutralen Schiffen zurückkehren laßen, und das baare Geld in Wechseln oder hier im Lande willkommenen Waaren hieher ziehn. Dies sind indes nur Muthmaßungen, über welche der praktische Kaufmann bei genaurer Kenntniß und eingezogenen Nachrichten entscheiden kann. So viel ist aber doch gewiß, daß wir unsre Schiffe ungleich wohlfeiler, als der Holländer bauen könnten, da wir alle Materialien aus der ersten Hand, folglich um so vieles wohlfeiler haben. Es müßen deshalb gewiße an uns selbst liegende Gründe dies hindern, und manche darunter glaube ich angeben zu können.

Oft ist mir auf unsern Werften die Langsamkeit der Arbeiter aufgefallen: es ist wahr, daß ein Schif, welches dem Eindringen des Waßers widerstehen soll, genau zusammengepaßt werden muß. Aber wenn man die Arbeiter so äußerst langsam mit ihrem Beile hacken, Theile wovon der Augenschein sagt, daß sie sich nicht in einander fügen können, dennoch oft an einander paßen sieht, so kann man sich eines gewißen Unwillens nicht enthalten. Woher abør kommt diese Langsamkeit und dieser Mangel an Augenmaaß? Nach meiner Muthmaßung aus zu schlechtem Unterrichte. Wäre der Schifszimmermann, nicht bloß mechanisch unterrichtet, hätte er deutliche, bestimmte Begriffe von seinem Handwerk, zeichnete er gut, wäre sein Au-

genmaaß dadurch geübt, so müßte dies alles wegfallen. Ich habe oft auf den Baustellen unsrer Zimmerleute weit mehr Behendigkeit, und besonders bei alten Gesellen und Polirern, was richtiges Augenmaaß beim Zusammenfügen einzelner Theile betraf, mehr Geschicklichkeit, und beinahe durchgängig gefunden, daß der gewöhnliche Zimmermann weit schneller und fertiger, als der Schifszimmermann arbeitet. Ein Grund dieser Schnelligkeit liegt vielleicht darin, daß der Zimmermann mehr seine Axt, der Schifszimmermann mehr das Beil gebraucht; der Hauptgrund aber ist unstreitig, daß der gewöhnliche Zimmerman mehr Arbeit, folglich mehr Uebung hat. Es wäre daher zu wünschen, daß zwischen den Gesellen der Schifszimmerleute und Zimmerleute kein Unterschied gemacht würde. Der Bauherr würde unstreitig gewinnen; gäbe es einen Zeitpunkt, worin der Schifbau schnell gienge, so würde es nie an Arbeitern fehlen. Der Meister müßte unstreitig, weil er die Aufsicht über den Bau führt, entweder allein Schifszimmermann, oder Baumeister seyn, und sich durch sein abgelegtes Meisterstück das Zutrauen des Bauherrn erwerben. Die Meister könnten unter sich eine gewiße Abrede treffen, daß wenn der Schiffszimmermann Gesellen von einem gewöhnlichen Zimmermann nehme, ihm nur die Meistergroschen zum Theil erlegt würde, das übrige hingegen dem Meister, bei welchem der Geselle sonst beständig Arbeit erhielte, zu Theil würde;

und so könnte es auch wieder im umgekehrten Falle gehalten werden, wenn der Zimmermann in einem Zeitpunkte, worin wenig für den Schifbau zu thun wäre. die Gesellen des Schifszimmermanns brauchen wollte.

Nachtheilig ists für den Schifbau, daß wir unsre Schiffe hier zu Königsberg erbauen. In jeder großen Stadt sind die Lebensmittel, folglich auch der Arbeitslohn theurer, als in einer kleinern, dies fühlt der Holländer, und Schiffe zum Verkauf werden deshalb nicht zu Amsterdam, sondern in kleinen Städten, mehrentheils zu Sardam erbaut. Wir Preußen haben freilich nicht den Vortheil, daß kleine Städte, in welchen die Lebensmittel wohlfeil und in deren Nachbarschaft große Waldungen sind, nahe an der See liegen; doch dürfte vielleicht, wenn sich ein sehr reicher Mann oder eine ganze Compagnie dazu entschlösse, Schiffe zum Verkauf erbauen zu laßen, Wehlau oder Fischhausen, und noch mehr das wegen seiner wohlfeilen Lebensmittel bekannte Labiau, wo noch überdem alles polnische Holz vorbeigeflößt wird, zu Anlegung solcher Schifswerfte zu empfehlen seyn. Dies würde freilich noch manche Schwierigkeiten haben, so viel aber ist gewiß, daß wenn an einem Orte, wo der Hanf aus dem benachbarten Polen wohlfeiler zu haben und auch das Spinner= und Arbeitslohn, geringer wäre, eine Seegeltuchfabrique und eine Reiferbahn